

Zeitschrift: Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 153 (2015)

Artikel: Kinder im Klosterheim : die Anstalt St. Iddazell Fischingen 1879-1978
Autor: Akermann, Martina / Jenzer, Sabine / Meier, Thomas
Kapitel: 5: Heimalltag
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

V Heimalltag

1 Tagesablauf

«[...] da bist du am Morgen aufgestanden, dann musstest du neben das Bett hin und beten, und sie [Erzieherin] hat dann aus dem Brevier vorgelesen, und du musstest natürlich mäuschenstill sein, obwohl du den Arsch abgefroren hast. Es war null Grad, sie haben ja nicht geheizt in diesem Raum drin. Nachher hast du dich angezogen, dann musstest du hinaus in den Waschraum. Im Waschraum war natürlich kaltes Wasser. Wenn sie einen erwischt hat, der die Zähne nicht richtig geputzt hat, mit dieser komischen Zahnbürste, hat er schon eine Kopfnuss bekommen, oder. Nachher ging es hinaus, dann musstest du einmal das Bett machen, und zwar korrekt – <like Militär> –, und dann ging es hinunter in den Frühstückssaal. Meistens gab es [...] Kaffee und Brot – oder dann einmal – äh – Kakao und Brot. Selbstverständlich keine Butter oder Konfitüre. Das gab es nur am Sonntag, und nur, wenn du gut gebettet hast. [...] Nach dem Speisesaal bist du auf die Abteilung, dann hattest du ein <Ämtli>, musstest die Toilette putzen, den Korridor putzen [...]. Man hatte einfach ein <Ämtli>, und nachher, nach dem <Ämtli>, ist man in die Schule hinüber. [...] Nachher bist du von der Schule über den Mittag zurück, musstest du in den Speisesaal, gab es zu Essen, zu neunzig Prozent Hörnli und Apfelmus, Fleisch gab es auch nie, und dann bist du hinauf in die Abteilung. Dann musstest du dich hinlegen oder hast [...] Spiele machen dürfen. [...] Nachher bist du wieder zurück in die Schule hinüber, und nach der Schule bist du grad empfangen worden, musstest die Schuhe wechseln, die Jacke anziehen und dann so einen 3–4-stündigen Spaziergang. Jeden Tag. Bei jedem Wetter.»³⁵⁵

So beschreibt ein ehemaliger Zögling einen gewöhnlichen Tag in St. Iddazell in den späten 1950er-Jahren – vom Aufstehen um 6 Uhr 30 und der Mornentoilette übers Essen bis zur Schule, von den sogenannten Ämtli und den Freizeitbeschäftigungen bis zu den religiösen Übungen.

gen bis zu den religiösen Übungen. Nicht immer und zu allen Zeiten spielte sich ein Tag im Leben der Fischinger Zöglinge nach diesem Schema ab. So hatte noch ein bis zwei Jahrzehnte früher der Tag nicht bloss mit einem Gebet auf der Abteilung, sondern mit einer Frühmesse in der Kapelle begonnen,³⁵⁶ und in den 1970er-Jahren scheinen mindestens die Sekundarschüler gar keine «Ämtli» mehr gehabt zu haben.³⁵⁷ Der Tagesablauf, über den aus den schriftlichen Quellen fast nichts zu erfahren ist, war auch je nach Saison verschieden, offenbar aber stets klar strukturiert, er «war sehr, sehr eng. Man wusste eigentlich jede Stunde, was kommt [...]. Es wurde mit den Jahreszeiten ein wenig geändert, aber sonst – es war immer derselbe Ablauf.» Dies berichtet eine Frau, die 1948 als Säugling nach Fischingen gekommen war und die ersten zehn Lebensjahre dort verbrachte.³⁵⁸

«Man wusste eigentlich jede Stunde, was kommt.»

Die Sonntage verliefen nach einem anderen Muster als die Wochentage. Anstelle der Schule stand dann der Besuch der Messe in der ehemaligen

355 Interview Z 7, Z. 61–102 [Auszüge].

356 Frei/Rubischung, 60 Jahre, S. 23; vgl. auch die Schilderung des Tagesablaufs aus den 1920er-Jahren in Holenstein, Aspekte (Bericht Z 1), S. 7 f.

357 Interview Z 10, Z. 144–151.

358 Interview Z 4, Z. 179–182. Heimordnungen oder Tagesordnungen werden von Ehemaligen erwähnt, sind aber nicht überliefert. 1922 heißt es im Jahresbericht: «Um Zucht und Ordnung im Hause aufrecht zu erhalten, ist eine bestimmte Tagesordnung festgesetzt, an die sich alle Anstaltskinder zu halten haben.»: StATG 8'943, 1.1.1/0: Jahresbericht 1922, S. 3.

Abb. 23: Die Flugaufnahme aus südöstlicher Richtung aus den 1930er-Jahren bietet einen guten Überblick über den Kloster- bzw. Anstaltskomplex: im Vordergrund die langen, u-förmig angeordneten zweigeschossigen Wirtschaftsbauten, die 1941 ein Raub der Flammen wurden, dahinter das Kloster mit dem sogenannten Abtrakt links und dem vorspringenden Risalit in der Mitte, in dem

sich der grosse Speisesaal, der Aufenthaltsraum sowie zuoberst die Hauskapelle befanden. Die schulpflichtigen Kinder waren in den östlichen Gebäudeteilen untergebracht, im Südosten die Mädchen, im Nordosten mit dem grossen Schlafraum in der ehemaligen Bibliothek die Knaben. Die Kirche im Norden schliesst den grossen Innenhof ab, der als Spielplatz diente.



Klosterkirche auf dem Programm, gefolgt von religiösem Unterricht und Anstandslehre für die Mädchen, so dass der Morgen «total ausgebucht» war.³⁵⁹ Das Essen war am Sonntag besser, und zumindest am Nachmittag stand meist mehr Zeit für eigene Freizeitbeschäftigungen zur Verfügung, sofern bei schönem Wetter nicht eine kollektive Wanderung aufs Hörnli angesagt war. Wenn kein Besuchs- und Kontaktverbot verhängt worden war, konnten Angehörige am ersten Sonntag im Monat Besuche abstatten; «weitere Besuche sind zu erfragen», heisst es in einem Prospekt von zirka 1956.³⁶⁰ Manche Kinder haben vergeblich auf Besuch gewartet.³⁶¹ Dass man ausser den Ferien auch die Sonntage zu Hause bei den Eltern verbringen durfte, war noch in den späten 1960er-Jahren die Ausnahme.³⁶² Übers Wochenende nach

Hause zu gehen war nicht nur mit Unkosten verbunden, sondern auch nur für jene erstrebenswert, die dort willkommen waren und die gerne nach Hause

359 Interview Z 4, Z. 329 f., auch Z. 183 (Anstandslehre am Nachmittag) und Z. 597.

360 STATG Ba 6'40'0, 1.

361 Ein ehemaliger Zögling beschreibt eindrücklich: «Dann bist du auf diese Mauer gehockt und hast gewartet, und wenn das Postauto gekommen ist, das erste, ‹oh, der Herbert hat Besuch, das ist schön, die Mutter, der Bruder›». Allerdings, so fährt er fort, seien am Schluss dann immer dieselben vier bis fünf Knaben ohne Besuch geblieben, «und dann bist du auf die Abteilung und mustest zur Strafe noch 5 Stunden laufen gehen»: Interview Z 7, Z. 243–247.

362 «Man durfte dann nach Hause, wenn es ‹Brücken› gab. Also vor Karfreitag, Ostern, Pfingstmontag durfte man nach Hause. Aber sonst nicht.»: Interview Z 10, Z. 123 f.

Abb. 24: Der grosse Schlafraum in der alten Bibliothek, in dem die Realschüler bis 1978 schliefen.



gingen.³⁶³ Bei der Rückkehr schliesslich musste man «fast alles, was man mitgebracht hat, abgeben, vor allem Schriftliches. Briefe wurden auch gelesen.»³⁶⁴

Im Folgenden sollen einige wichtige Momente im Alltagsleben der Zöglinge in St. Iddazell etwas ausführlicher beschrieben werden.

1.1 Abteilungen und Räumlichkeiten

Das Leben in St. Iddazell spielte sich für Kinder und Jugendliche hauptsächlich in den sogenannten Abteilungen ab. Vergleichsweise früh, nämlich schon vor 1910, war die Kinderschar nach Alter und Geschlecht in Gruppen von 25–30 Zöglingen unterteilt worden.³⁶⁵ Ab den 1940er-Jahren waren nach dem Familienprinzip sukzes-

sive etwas kleinere Abteilungen eingerichtet worden,³⁶⁶ doch erst in den späteren 1950er-Jahren war die Zuteilung und Unterbringung der Zöglinge in Abteilungen

363 Ein Sekundarschüler, der 1972/73 im Internat in Fischingen war, fuhr erst gegen Ende seines Aufenthalts mit dem Moped, das er aus selbst Ersparnem erstanden hatte, jedes zweite Wochenende nach Hause: vgl. Bericht Z 6).

364 Interview Z 10, Z. 264 f.

365 StATG 8'943, 1.1.0/0: Jahresbericht 1908/09, S. 4. Einen guten Überblick über die funktionale Aufteilung der Klosterräumlichkeiten für 1932 bietet Ackermann, Fischingen, S. 99–116; vgl. auch den Abschnitt «Ein Gang durch die Anstalt» in: Benziger/Ruckstuhl, St. Iddazell; vgl. auch die Pläne des Knabeninstituts vor 1879 in: StATG 4'748'0: Privatschulen: Fischingen (Knabeninstitut) 1876–1979.

366 Cavelti, Fischingen, S. 20 f.

Abb. 25 und 26: Mit der Umsetzung eines pädagogischen Familienkonzepts, wie es schon Direktor Josef Schmid um 1910 vorgeschwebt hatte, wurden ab 1950 nach und nach Abteilungen geschaffen. Getrennt von den anderen lebten fortan jeweils rund zwei Dutzend Kinder hauptsächlich auf ihrer Abteilung. Hier assen und schliefen sie, und hier verbrachten sie auch ihre Freizeit. Als grosser Fortschritt betrachtet wurden die Trennwändchen zwischen jeweils zwei Betten, die im Schlafsaal ein Minimum an Privatsphäre boten.



von bis zu 25 Kindern auch räumlich mehr oder weniger umgesetzt. Nun hatten diese Abteilungen auch Namen.³⁶⁷ Im «Hirschmättli» waren die Kleinen beiderlei Geschlechts zusammengefasst; sie waren immer noch im sogenannten alten Kloster untergebracht. Die Abteilungen der grösseren Kinder waren nach Geschlechtern strikt getrennt, doch setzten sich die einzelnen Wohngruppen noch bis um 1970 aus Schülern verschiedener Stufen und Schultypen zusammen.³⁶⁸ Die Mädchenabteilung – 1948 hatte es noch deren zwei gegeben – hiess «Sunneschy». Die Mittelstufen-, Oberstufen- sowie Realschüler (sog. Abschlussklassen) waren auf die Abteilungen «Vogelsang», «Waldheim», «Tannegg» und «Toggenburg» verteilt. Die Sekundarschüler schliesslich bildeten die «Frohburg».

Die einzelnen Abteilungen verfügten über eigene Schlaf-, Aufenthalts- und teils auch Essräume. Als grosse Erleichterung wurde es empfunden, wenn eine Abteilung einen eigenen Esssaal bekam und deren Angehörige nicht mehr im grossen Speisesaal essen mussten.³⁶⁹

367 Das scheint noch 1950 nicht der Fall gewesen zu sein. Damals gab es einfach Mädchen und Knaben, die Kleinen und die Grossen, vgl. Interview Z 2, Z. 73.

368 Schildknecht, Überblick, S. 21.

369 Interview Z 4, Z. 166: «Bis wir dann essen konnten, war das Zeug kalt.» Eine Erzieherin setzte Ende der 1950er-Jahre offenbar durch, dass ihre Abteilung in einem separaten Raum essen konnte, vgl. Interview E 3, Z. 420–461.



Im Winter war es kalt in St. Iddazell, im Schlafraum ebenso wie im Waschraum oder in der Kirche. Zwar gab es eine Zentralheizung, aber selbst der Radiator im Zimmer der Erzieherin «war nicht besonders warm».³⁷⁰ Noch um 1970 waren Teile des Klostertrakts renovationsbedürftig und machten einen eher ärmlichen Eindruck.³⁷¹

Die Sekundarschüler wohnten ab 1958 im wieder aufgebauten ehemaligen Wirtschaftstrakt vergleichsweise komfortabel.³⁷² Während sie etwa in Dreibettzimmern untergebracht waren, schliefen die

Interview Z 1, Z. 50–53, besonders Z. 50 f.: «Und das ist so kalt in dieser Kirche.» Interview E 2, Z. 438 f.: «Sie [die Kirche] wurde ja später dann einfach renoviert, vorher war sie schrecklich, also kalt. Man fror schon, wenn man nur hineingegangen ist.»

371 Interview Z 10, Z. 44–50.

372 So sah die Abteilung «Frohburg» Ende der 1960er-Jahre in der Erinnerung eines Ehemaligen aus: «Also, gewohnt haben wir, wie ich schon gesagt habe, im langen Gebäude im obersten Stock, zum Teil mit Dachschrägen, also wirklich ganz oben. Die Zimmer waren eigentlich freundlich, wurden noch nicht lange Zeit zuvor renoviert, als ich dahin gekommen bin. Und da hatte es ein Office, ein kleines, so ähnlich einer Küche, und zwei, drei Aufenthaltsräume, also der Esssaal [...], wo man auch sonst war. Dann hinten zum Spielen, zum Lesen. Dann hatte es einen Pingpongtaisch und einen ‹Tschüttelkasten› [Tischfussball]. Das war so das, was es gehabt hat.»: Interview Z 10, Z. 44–50.

370 Interview E 3, Z. 187–190; auch Interview Z 7, Z. 64 f.; Interview Z 4, Z. 88: «Da draussen ist alles dunkel und kalt»;

Zöglinge der anderen Abteilungen im Kloster drüben in grossen Räumen, die Realschüler bis 1978 im grossen Bibliotheksraum in der Nordostecke des Komplexes.³⁷³ Um ein Minimum an Privatsphäre zu gewähren, hatte jeder Zögling für seine Habseligkeiten ein Kästchen, und in den grossen Schlafräumen wurden nach und nach vom Anstaltsschreiner kleine Holzwände zwischen jeweils zwei Betten eingezo- gen.³⁷⁴ Damit der Überblick in der Wäscherei nicht verloren ging, bekam jeder Zögling beim Eintritt in die Anstalt eine Nummer, mit der seine Wäsche beschrif- tet wurde. Verliess ein Zögling St. Iddazell, wurde seine Nummer dem nächsten eintretenden Kind zugeteilt.³⁷⁵

Die Zöglinge standen auch in der Nacht unter Kontrolle, denn die Aufsichtspersonen nächtigten in einem Zimmer gleich nebenan oder in kastenähnlich abgetrennten Zellen, die mit einem Fenster in den Schlafsaal hinein versehen waren. In der ehemaligen Bibliothek wurde die Galerie für nächtliche Kontrollgänge benutzt.³⁷⁶ Die Anstalt selbst war abgeschlos- sen und konnte nicht verlassen werden. Zahlreiche Schlosser verhinderten, dass man sich im grossen Gebäude frei bewegen oder nachts die Abteilung verlassen konnte.³⁷⁷ Noch 1965 wurde in der Mädchenabteilung nachts der Schlafräum und untertags selbst der Aufenthaltsraum, wenn die Schwestern beim Essen waren, abgeschlossen.³⁷⁸ Eine Erzieherin berichtete 1957 ihren Mitschwestern im Kloster Melchtal von «Tannegger» Buben, die mit einem Dietrich jede Tür öffnen konnten, während sie sich mit dem grossen Schlüsselbund abmühen musste.³⁷⁹

Die Abteilungen befanden sich teils auf unter- schiedlichen Stockwerken und waren räumlich strikt voneinander separiert. Kontakte mit Zöglingen anderer Abteilungen waren entsprechend selten, und seit die Speisen nicht mehr von allen gemeinsam im gros- sen Esssaal eingenommen wurden, beschränkten sie sich auf den Besuch der Messe, teils auch auf die Schulkasse und gelegentliche Freizeitbeschäftigung-

-
- 373 Interview Z 4, Z. 71 f.: «Das war ein riesiger Schlafsaal. Der war vergittert.»; auch Z. 222 f.; Interview Z 7, Z. 114; Interview Z 8, Z. 154 f. und Z. 169–171; Interview E 1, Z. 231 f.: «[...] dann hatten wir dort diesen Schlafsaal, da waren alle 21 drin. Bett an Bett.»; Interview E 7 vom 26.09.2013, Z. 223 f.
- 374 «Das war schon viel, dass wir das hatten, am Anfang war alles einfach eine Reihe Betten», meint eine ehe- malige Erzieherin über das Einziehen von Trennwän- den durch den Anstaltsschreiner in den 1950er-Jahren: Interview E 1, Z. 247 f.; vgl. auch Interview Z 7, Z. 114–116; Interview E 5, Z. 403–405; Bericht Z 5; StATG 8'943, 1.1.0/2: Jahresbericht 1950/51, S. 3: «Durch die Trennwändchen erhält jedes Kind in seinem Bett eine heimelige Ecke.»
- 375 Die Zöglingsdossiers der älteren Serie von 1879–1919 wa- ren sogar nach diesen Kleidernummern sortiert.
- 376 Eine Erzieherin konnte sogar zwei Schlafsäle gleichzei- tig überwachen: Interview E 1, Z. 231 f. Bis die Patres in St. Iddazell einzogen, wurden auch Lehrer zu nächtlichen Kontrollgängen verpflichtet: vgl. Frei/Rubischung, St. Iddazell, S. 16.
- 377 Interview Z 4, Z. 701–704: «Also man durfte nicht selbst raus ins Freie, hinter einem ist die Tür immer gleich zugegangen, wenn man reingekommen ist. Die ist ins Schloss gefallen, die durften wir nicht selbst öffnen.» Ob die Schlafräume nachts abgeschlossen wurden, scheint in der Kompetenz der jeweiligen Aufsichtsperson gelegen zu haben.
- 378 Interview Z 9, Z. 75–77: «Und dann ist man in die Schule, und nach der Schule, ja, dann ist man wieder auf die Ab- teilung, und dann, weil wir alle hatten um 11 Uhr aus, dann sind wir eingeschlossen worden, immer, regelmä- ßig.»; Z. 377 f.: «Sie hat uns einfach eingeschlossen, ja, wenn sie essen gegangen sind. Das war einfach – <Meitli> schliesst man ein.»
- 379 KAM, Neuester Benediktusbote, Novembernummer 2, 1957, Eintrag vom 21.10.1957: «Wir plagen uns ab mit den vielen Schlüsseln und die Buben können die Türen ohne Schlüssel wieder öffnen. Ganz kühn zeigt ein Bub unserer Sr. Fortunata wie er mit dem Haken eines Kleider- bügels die Türen öffnet.» Dabei handelte es sich vielleicht um jenen Zögling, der von nächtlichen Streifzügen durch die Anstalt mittels selbst gefertigter Dietriche erzählt: Interview Z 7, Z. 61–112; auch Interview E 3, Z. 275 f., Z. 488 f.

gen, vor allem die Theaterproben.³⁸⁰ Selbst Geschwister, die gleichzeitig im Heim waren, sahen sich kaum einmal.³⁸¹

Nicht mit den eher ärmlichen und kargen Räumlichkeiten der Zöglinge, selbst der Internatsschüler im ehemaligen Wirtschaftstrakt, und schon gar nicht mit den einfachen Unterkünften der Schwestern zu vergleichen waren die Zimmer oder Wohnungen der Pensionäre und vor allem die Arbeits- und Wohnräume der Anstaltsleitung. Diese befanden sich in der ehemaligen Abtwohnung oder Prälatur im ersten Stock des Südflügels und waren ebenso prunkvoll ausgestattet wie die darüber gelegenen sogenannten Fürstenzimmer, wo jeweils hohe Gäste beherbergt wurden.³⁸²

1.2 Schule

Nach der Auflösung der Säuglings- und Kleinkinderabteilung in den 1950er-Jahren gab es in St. Iddazell nur noch schulpflichtige Kinder. Diese wurden in der heimeigenen Schule gemäss Alter und Eignung in verschiedenen Klassen und Schultypen (Normalschule, Spezialschule, Abschlussklasse bzw. Realschule und Sekundarschule) unterrichtet, wobei eine Lehrkraft auch mehreren Klassen gleichzeitig Unterricht erteilte.³⁸³ In den 1930er-Jahren wurde in St. Iddazell ein freiwilliges achtes Schuljahr angeboten, was aber offenbar von den versorgenden Behörden nicht durchwegs geschätzt wurde.³⁸⁴

Die Schule war ein prägendes Element im Heimalltag. Unter der Woche wurde jeden Morgen von 8 bis 12 Uhr und – ausser am Mittwoch und Samstag – auch nachmittags unterrichtet. Ergänzt wurde der Unterricht mindestens einmal pro Tag durch ein halbstündiges Studium zur Repetition des Stoffes, je nachdem am frühen Morgen, am späten Nachmittag oder am frühen Abend. «Wir sind ziemlich früh aufgestanden, ich weiss nicht mehr genau, wann, und

dann hat es mit Studium angefangen. Das war das Allererste», berichtet ein Ehemaliger, der Ende der 1960er-Jahre in Fischingen Sekundarschüler war.³⁸⁵

Die Schule wurde «von patentierten Lehrern und Lehrerinnen geleitet» und hatte den kantonalen Lehrplan zu erfüllen, was bei regelmässigen Besu-

-
- 380 Nicht jede Schulklassie bildete eine eigene Abteilung, so dass es gewisse Überschneidungen gab. Viele Ehemalige berichten aber übereinstimmend, dass man mit den Zöglingen anderer Abteilungen kaum etwas zu schaffen hatte. Selbst in der eigenen Abteilung konnten sich die Kontakte auf Altersgruppen beschränken: vgl. Interview Z 12.
- 381 Holenstein, Aspekte (Bericht Z 1), S. 12: «Die zehn Jahre, die ich oben [in St. Iddazell] war, bin ich nicht ein einziges Mal mit der Schwester zusammengekommen!» Interview Z 2, Z. 321 f.: «Ich habe ihn [den Bruder] zufällig manchmal im Hof gesehen. In diesem Hof da, mit diesen [...] habe ich ihn ab und zu einmal gesehen.» Dass man Schulkameraden, die in einer anderen Abteilung eingeteilt waren, sonst nie sah, berichtet ein ehemaliger Zögling noch aus den späten 1960er-Jahren: vgl. Interview Z 20, Z. 165–169.
- 382 Ackermann, Fischingen, S. 106–108, gibt eine sehr anschauliche Beschreibung der verschiedenen Räumlichkeiten. Die Schwestern nächtigten bis 1947 in Dreierzimmern: vgl. StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Verträge, Bestimmungen 1944–1952: Heimbericht zu Handen der GV am 20.10.1947, S. 10.
- 383 «Und dann in diesen Schulen, also das waren Klassen, sagen wir jetzt einmal, 1., 2. und 3. Klasse und ein Lehrer, oder. Und der war total überfordert. [...]. Sie hatten einfach nicht mehr Lehrer als zwei.»: Interview Z 1, Z. 44–49.
- 384 Frei/Rubischung, 60 Jahre, S. 19: «Leider aber haben es sich viele Armenbehörden zum Vorteil gemacht, die Kinder vor dem praktischen Jahr wegzunehmen, um ein Jahr weniger bezahlen zu müssen.»
- 385 Interview E 4, Z. 100 f.: Die Sekundarschüler hatten von 7.30 Uhr bis zum Schulbeginn um 8 Uhr eine halbe Stunde Studium, wobei sie vom Abteilungsleiter beaufsichtigt wurden. Interview Z 10, Z. 51 f.: Studium am Morgen und nach dem Nachessen; Interview Z 13, Z. 72–78: Studium am Morgen und vor dem Nachessen.

chen durch Schulbehörden überprüft wurde.³⁸⁶ Auch Vereinsmitglieder und «Herren vom Dorf» liessen es sich nicht nehmen, unangemeldete Schulbesuche zu machen oder bei Prüfungen anwesend zu sein.³⁸⁷ Die Inspektionsberichte fielen nicht immer positiv aus. Moniert wurde vor allem in den früheren Jahrzehnten mangelnde Eignung oder Übung sehr junger Lehrerinnen und Lehrer. Dass die Lernziele in der Schule kaum erreicht wurden, lastete man aber auch der ungenügenden Vorbildung der Schüler an.³⁸⁸ So erstaunt es nicht, dass einzelne Zöglinge die Anstalt verliessen, ohne ausreichend lesen, schreiben und rechnen zu können. «Ich konnte 3 x 7 nicht rechnen», berichtet ein Ehemaliger, der vier Jahre lang die Heimschule besucht hatte und diese laut eigenen Aussagen praktisch als Analphabet verliess.³⁸⁹ Andere wiederum konnten schon im Kindergartenalter lesen und lernten spielend: «[M]ir war jeweils furchtbar langweilig, vor allem in der dritten Klasse», berichtet eine Ehemalige.³⁹⁰

Ab 1952 war es auch geistlichen Personen gestattet, Schulunterricht zu erteilen, sofern sie über eine entsprechende Ausbildung verfügten.³⁹¹ Nun kamen in St. Iddazell in der Unterstufe auch Menzinger Lehrschwestern zum Einsatz, während vereinzelte Patres vornehmlich in der Sekundarschule unterrichteten. Zur Hauptsache unterrichteten aber nichtgeistliche Lehrpersonen, und zwar seit 1879 stets auch Lehrerinnen.³⁹² Lehrpersonal zu rekrutieren war nicht immer einfach, und viele verliessen die Heimschule «da in diesem Loch hinten»³⁹³ jeweils bald wieder zugunsten einer anderen Stelle. Die häufigen Lehrerwechsel und die Schwierigkeit, genügend Lehrpersonal zu finden, waren oft Thema im Verein und blieben ehemaligen Erziehenden bis heute in Erinnerung.³⁹⁴ Die Qualität des Unterrichts liess mitunter vor allem bei jenen zu wünschen übrig, die direkt ab dem Seminar nach Fischingen kamen. Offenbar blieben in St. Iddazell auch Lehrpersonen «hängen», die andernorts wenig Chancen gehabt hätten.³⁹⁵ Ein ehe-

maliger Sekundarschüler, der heute selber Lehrer ist, äusserte sich zum Lehrkörper Ende der 1960er-Jahre folgendermassen: «Und dann hatte es aber auch viele, etliche, ich sage denen gescheiterte Existzenzen. Das waren so Lehrkräfte, wo man das Gefühl hatte, jetzt im Rückblick, die sind nirgendwo anders untergekommen. Also, wir hatten ein paar ganz komische Typen. Wir hatten auch gute Leute [...], die haben wir

-
- 386 Vgl. StATG 4'748'0: Beschlüsse des Erziehungsdepartments vom 31.01.1880, Nr. 199; StATG Ba 6'40'0, 1: Prospekt Kinderheim St. Iddazell Fischingen, zirka 1956. Die oft detaillierten, mitunter auch kritischen Inspektionsberichte sind vollständig erhalten: StATG 8'943, 7: Schule; StATG 4'726: Inspektionsberichte Sekundarschulen (1912–1984).
- 387 Direktor Josef Schmid ging regelmässig auf Schulbesuch, ebenso Vorstandsmitglieder des Vereins: StATG 8'943, 7.1.0/1: Tagebuch 1880–1916; 8'943, 7.1.0/7: Tagebuch für die Arbeitsschule 1904–1948; 8'943, 7.1.0/4: Schultagebuch der Mittelschule 1958–1970.
- 388 StATG 4'726'5: Inspektionsbericht Sekundarschule Fischingen 1958/59: «Die ungleiche und zum Teil mangelhafte Vorbildung der Schüler verunmöglicht die volle Durchführung des thurgauischen Lehrprogrammes für die Sekundarschulbildung. [...] Für die Fremdsprache scheinen die meisten Schüler die nötigen Fähigkeiten nicht zu besitzen in der ersten Klasse. Im Rechnen scheinen mehrere Zweitklässler die vielleicht ungewohnten Aufgaben nicht erfasst zu haben. Andern fehlte z.T. die Ueberlegung beim Ausrechnen.» So rechtfertigte ein Schulinspektor das tiefe Klassenniveau.
- 389 Interview Z 7, Z. 363; auch Interview Z 2, Z. 147–150: «Wissen Sie, im Nachhinein hat man festgestellt, dass wir praktisch nichts gelernt haben. Wir haben, als wir dann nach Zürich gekommen sind, in diese Schule, ich bin wirklich dagestanden wie – also – also ganz von vorne angefangen müssen.»
- 390 Interview Z 1, Z. 44–49, hier 47 f.; ähnlich auch Interview Z 4, Z. 235 f.
- 391 StATG 8'943, 7.1.3/33: Errichtung Sekundarschule, Brief des Erziehungsdirektors vom 09.02.1952.
- 392 Die frühen Lehrerinnen hatten allesamt das Lehrschwesternseminar in Menzingen besucht, waren mit den Gepflogenheiten der Schwestern also vertraut.
- 393 Interview der ehemaligen Erzieherin E 1, Z. 1082 f.

sehr geschätzt.»³⁹⁶ Ein anderer bezeichnet seine Sekundarschulzeit in St. Iddazell in den Jahren 1970–1972 schlicht als «verlorene Zeit».³⁹⁷ Mädchen schliesslich durften bis Mitte der 1960er-Jahre nicht in die Sekundarschule.³⁹⁸

Individuelle Förderung und Unterstützung war alles andere als selbstverständlich und kam vor allem im Sekundarschulinternat vor. Einige Absolventen konnten sogar eine weitere schulische Karriere einschlagen.³⁹⁹ Auch im Kinderheim gab es einzelne, die von einem Lehrer oder Erzieher speziell gefördert wurden.⁴⁰⁰

Wer die Zeit in St. Iddazell hinter sich hatte, war auf ein späteres Leben kaum vorbereitet. Die Knaben wurden oftmals bei Bauern verdingt, und die Mädchen kamen als ebenso billige Arbeitskräfte in einen Haushalt. Eine Berufslehre wurde aus finanziellen Gründen kaum je erwogen. Das änderte sich erst um 1960. Ab damals wurden zumindest die Knaben kurz vor dem Schulabschluss in die kantonale Berufsberatung geschickt, wo sie im Hinblick auf eine Lehre auf ihre Eignungen hin abgeklärt wurden.⁴⁰¹

1.3 Arbeit

«Die Kinder besorgen ihre Aemtchen. Dabei lernen sie kehren, abstauben, Geschirr spülen, ihre Kleider und Schuhe reinigen etc. Die grösseren Mädchen werden in der Küche, beim Waschen, Bügeln und Nähen nachgenommen [...]. Die Knaben beteiligen sich an den Gartenarbeiten; da gibt's im Frühjahr und Sommer Arbeit in Hülle und Fülle. Besonders willkommen ist der Heuet; mit Rechen und Heugabel versehen ziehen sie aus und schaffen und schwitzen, dass es eine Freud' ist [...].»⁴⁰²

Dass Kinder und Jugendliche im Haus und Garten verschiedene «Ämtli» besorgten und die grösseren Buben auch zu Arbeiten im angegliederten Landwirtschaftsbetrieb herangezogen wurden, war lange

-
- 394 StATG 8'943, 1.1.0/1: Jahresbericht 1947/48, S. 4 (Vier Lehrer/innen wechseln innert Jahresfrist an der Spezialschule); «Leider besteht ein grosser Mangel an Personal. Direkt ein Notschrei von Mangel an Kräften.»: StATG 8'943, 1.0/4: Protokoll der 85. Generalversammlung, 13.12.1961; auch StATG 8'943, 1.1.1/3: Protokoll der VR-Sitzung vom 04.05.1961, S. 3; StATG 8'943, 1.1.1/4: Protokoll der VR-Sitzung vom 29.09.1969, S. 4: «P. Direktor berichtet über die heiminternen Schwierigkeiten, die sich aus dem mangelnden Personal für die Gruppen und vor allem für die Schule ergeben. Unsere bauliche Situation bringt organisatorische Schwierigkeiten, die kaum mehr zu überbrücken sind, zumal die Praktikanten und Praktikantinnen, die sich langsam zu melden beginnen, ganz andere Auffassungen über die Gruppenführung mitbringen, als sie von den Schwestern praktiziert werden.» Auch StATG 8'943, 1.1.1/4: Protokoll der VR-Sitzung vom 10.11.1969, S. 1. Eine Menzinger Schwester, die in den 1950er-Jahren als Erzieherin in St. Iddazell wirkte, meinte zum Lehrpersonal: «[D]ie haben immer wieder gewechselt. Das war auch eine mühsame Sache, muss ich sagen – also, man konnte kaum etwas miteinander aufbauen [...] oder miteinander ins Gespräch kommen. Die sind dann jeweils, wenn sie konnten, natürlich wieder weg, und [...] immer diese Wechsel mit den Lehrern, das war für die Kinder eben auch nicht gut.»: Interview E 1, Z. 164–168.
- 395 StATG, 8'943, 7.1.0/4: Schultagebuch der Mittelschule 1958–1970, Eintrag vom 20.08.1960: «Ich habe heute die 4. und 5. Klasse angetreten. Ich bin noch jung und stehe das erste Mal vor einer Klasse. Meinem Vorsatz, den Schülern ein gerechter und strenger Lehrer zu sein, hoffe ich mit Hilfe des Allerhöchsten zu folgen.» Zu den Unterrichtsmethoden vgl. etwa Interview Z 7, Z. 90–95; über Lehrer direkt ab dem Seminar schon in den 1920er-Jahren auch Holenstein, Aspekte (Bericht Z 1), S. 13.
- 396 Interview Z 10, Z. 65–70.
- 397 Interview Z 12.
- 398 Interview Z 9, Z. 268–269.
- 399 Vgl. etwa Interview Z 7, Z. 362–365 und Z. 795–806; Interview Z 10, Z. 297–305, Z. 463–465; Interview Z 12, Z. 297–312.
- 400 Interview Z 15, Z. 114–116, Z. 238–245; Interview Z 18, Z. 97–103; Interview Z 19, Z. 446–459.
- 401 Vgl. dazu unten Abschnitt 3 Bezug von Experten.
- 402 StATG 8'943, 1.1.0/0: Jahresbericht 1914/15, S. 10.

Abb. 27 bis 29: Das Verrichten sogenannter Ämtli in Haus, Küche und Garten gehörte lange Zeit ganz selbstverständlich zum Alltag der Heimkinder. Bis in die 1960er-Jahre wurden die Kinder und Jugendlichen auch als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft eingesetzt. In den Spitzenzeiten, vor allem während der Heuernte, blieb die Schule geschlossen. Aufnahmen um 1940.



Zeit selbstverständlich, ja, galt als pädagogisch wertvoll. So heisst es im Jahresbericht 1944/45: «Die Bezugung der Hausämtchen: Wischen, Schuhe- und Kleider-Reinigen; die Beiziehung zum Küchendienst; Gemüse-Rüsten und Geschirr-Abwaschen; Arbeiten auf dem Feld: Kartoffeln-Setzen und Ausgraben, heuen und ernten; Gartenarbeiten usw. das alles sind Mittel, den Sinn für Ordnung und Sauberkeit beizubringen, Sinn für Arbeitsamkeit und Freude an der Arbeit zu wecken.»⁴⁰³ Die sogenannten Ämtli beginnen am Morgen gleich nach dem Frühstück. Dann wurde «überall Ordnung gemacht: im Schlafsaal, auf den Stiegen, in den Gängen. Einzelne werden abkommandiert zum Holz und Kohlen tragen».«⁴⁰⁴

Die Betroffenen selbst können im Rückblick all den Ämtchen und Arbeiten, für die sie tagtäglich oder in den Spitzenzeiten in der Landwirtschaft ein-

gesetzt wurden, weniger positive Seiten abgewinnen, es sei denn die schiere ökonomische Notwendigkeit. Irgendwelche Arbeiten gab es stets, und dafür wurden auch die kleineren Kinder, wenn auch in geringerem Mass, herangezogen. Die Zöglinge waren in der Tat den ganzen Tag beschäftigt: «Jedes musste etwas beitragen, es hiess immer – äh –, ihr bekommt da zu Essen und ihr bekommt Kleider und – und dafür müsst ihr etwas tun. Und das hat man dann auch, man war wirklich den ganzen Tag beschäftigt.»⁴⁰⁵ Diese Darstellung findet eine Bestätigung in Briefen der Oberin ans Mutterhaus von 1936

403 StATG 8'943, 1.1.0/1: Jahresbericht 1944/45, S. 2 f.

404 Frei/Rubischung, 60 Jahre, S. 23.

405 Interview Z 4, Z. 145–154.



und eines Paters von 1944 an den Engelberger Abt.⁴⁰⁶ Auch den männlichen Ehemaligen ist in Erinnerung geblieben, dass sie im Heim die steinernen Gänge schrubben sowie Treppen und Holzböden «späneln», wachsen und bohnern mussten sowie auf den Feldern der landwirtschaftlichen Betriebe Arbeiten zu verrichten hatten.⁴⁰⁷

Ohne die Mitarbeit der Zöglinge – das belegen auch die Zitate – hätte der riesige Heimhaushalt sowie der Garten, der den Gemüsebedarf des Heims je nach Ernteertrag weitgehend deckte, nicht bestellt werden können.⁴⁰⁸ Während die «Ämtli» auf der Abteilung von beiden Geschlechtern gleichermaßen zu erledigen waren, herrschte bei den anderen Arbeitseinsätzen eine geschlechtsspezifische Rollenteilung vor. Die Mädchen hatten vor allem Küchendienst und Haushaltarbeiten zu erledigen, womit

sie auf die künftige Führung eines Haushalts vorbereitet werden sollten, und die Knaben wurden im Garten sowie auf den Feldern – vor allem beim

406 AIM, Fischingen, 1923–1941, V.1.5, Nr. 62: Brief vom 28.12.1936: «Die Mädchen haben immer noch zu viel zu arbeiten, trotzdem ich schon manchen alten Zopf abgeschnitten habe.» StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkele, Fischingen, Korrespondenz: Brief vom 02.05.1944: «Die Mädchen mussten schaffen von Morgen bis zum Abend, das ganze Haus mussten sie in Ordnung halten [...].»

407 Interview Z 6, Z. 250–255; Interview Z 8, Z. 30–36, Z. 163 f.; Interview Z 7, Z. 77 f.; Bericht Z 2.

408 «Der Gemüse-Ertrag ist fast für das ganze Jahr ausreichend, sodass die Anstalt nicht genötigt ist, grünes Gemüse einkaufen zu müssen.»: StATG 8'943, 1.1.0/7: Jahresbericht 1916, S. 5; Interview E 2, Z. 203.



Heuen – eingesetzt.⁴⁰⁹ Bis in die 1950er-Jahre mussten Knaben auch in der Küche mithelfen, danach interessanterweise nicht mehr.⁴¹⁰ Derartige Arbeitseinsätze von Zöglingen, aber auch die «Ämtli» verschwanden offenbar in den 1960er-Jahren, wie ehemalige Sekundarschüler und Praktikanten berichten.⁴¹¹

1.4 Freizeit, Ferien

Neben der Schule, den «Ämtli» und den anderen Arbeiten verblieb nur noch wenig Zeit, über die die Kinder zudem nur selten frei verfügen konnten. Die kollektiven Wanderungen am Sonntagnachmittag aufs Hörnli waren nicht von allen geschätzt, beliebter waren sportliche Aktivitäten wie schlitteln und Ski

409 Eine Ehemalige erklärt in Interview Z 4, Z. 202 f.: «Ich selbst musste nicht in der Landwirtschaft arbeiten. Das waren, glaube ich, die grossen Buben, die vom – äh – von der «Frohburg».» Eine andere, die von 1936 bis 1945 in St. Iddazell war, berichtet, dass auch die Mädchen nach der Getreideernte Ähren auflesen mussten, und zwar barfuss: Interview Z 1, Z. 7–12. «Ich kann mich erinnern, zum Beispiel dort im Kinderheim mussten wir viel heuen im Sommer, und ich bekam dort einmal einen Sonnenstich», erinnert sich ein Ehemaliger, der von 1954 bis 1957 in St. Iddazell war. Vgl. auch: Interview Z 6, Z. 52 f.; Interview Z 5, Z. 52 f. (barfuss über die Stoppelfelder); Interview Z 7, Z. 268–273: «Wir haben immer gearbeitet. Im Sommer bist du zur Schule herausgeholt worden, wenn es schönes Wetter war, [...] und dann bist du den ganzen Nachmittag an der brennenden Sonne am Heuen gewesen.»

410 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 05.01.1951.

Abb. 30: Zu den Freizeitaktivitäten im Winter gehörten auch Schlittelpartien. Auf der Fotografie von 1927/1928 sind Knaben der «Oberschule» abgebildet.



fahren im Winter.⁴¹² Sportgeräte waren allerdings Mangelware oder kaum mehr brauchbar, reichten jedenfalls noch um 1960 nicht für alle.⁴¹³ Das Baden im oberen Weiher war nach einem tödlichen Badeunfall im Jahr 1940, der ein gerichtliches Nachspiel gehabt hatte, verboten worden,⁴¹⁴ und «nach Wil ins Schwimmbad, das wäre zu teuer gewesen, das konnten wir nicht».⁴¹⁵ Damit dennoch gebadet werden konnte, wurde die Murg gestaut.⁴¹⁶ Von ehemaligen Zöglingen und den Erziehenden meist positiv beur-

Abteilung «Vogelsang» im Kloster wohnte, vgl. Interview Z 14, Z. 342–348.

412 Die Hörnli-Wanderungen waren des Einen Graus, der Anderen Freude, vgl. Interview Z 7, Z. 247 f.; Interview Z 4, Z. 321–326; Interview E 3, Z. 376–378: «Im Sommer gingen wir viel wandern, aufs Hörnli oder auf die Iddaburg und so, oder manchmal nur nach Dussnang oder so, Holzegg und einfach verschiedene Punkte.» Zum Wintersport vgl. StIAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief an den Abt vom 01.03.1947; Interview E 6, Z. 545 und Z. 102–105.

413 Interview E 3, Z. 574–576: «Wir hatten etwa fünf Paar Schlittschuhe für sechsundzwanzig Buben, aber keine Schlüssel dazu. Schlitten hatten wir auch etwa fünf, sechs. Ja, das hat alles nirgends gereicht.»

414 StATG 8'943, 1.1.0/1: Jahresbericht 1940/41, S. 4; StATG 8'943, 2.6/2: Totenregister 1920–1945.

415 Interview E 3, Z. 804 f.

416 Interview E 3, Z. 877–883.

411 Interview Z 13, Z. 444–454; Interview Z 10, Z. 144–151; vgl. auch Bericht Z 6: «Arbeiten im Heim oder «Aemtlis» gab es keine.» Interview E 6, Z. 539 f.: «[I]ch kann mich nicht erinnern, dass sie arbeiten mussten.» Vgl. auch Interview Z 12. Anderes berichtet ein ehemaliger Zögling, der in den 1970er-Jahren in Fischingen war und in der

teilt werden die gemeinsamen Proben für das Singspiel oder Theater, das jedes Jahr um Weihnachten vor einem breiteren Publikum, namentlich den Gönnerinnen und Mitgliedern des Vereins, aufgeführt wurde, denn «da hatte jedes Kind seine Rolle».⁴¹⁷ Zwei ehemalige Zöglinge mögen sich beispielsweise an die Aufführung von Brentanos «Hinkel, Gockel und Gackeleia» 1957/58 erinnern.⁴¹⁸ In der Tat hatte St. Iddazell eine lange Tradition von Theateraufführungen; sie werden schon um 1930 erwähnt und gehörten – mit Unterbrüchen – bis in die 1990er-Jahre zu den ständigen Einrichtungen.⁴¹⁹

Der Raum für eine individuelle Gestaltung der Freizeit war vor allem in den früheren Jahrzehnten knapp bemessen. Umso lebhafter in Erinnerung blieb einem ehemaligen Heimkind die halbe Stunde am Nachmittag im grossen Hof. «Das waren die schönsten Momente, ja [...] da war man beieinander, man konnte miteinander reden, sonst hatte man ja immer diese «Ämtli», und bei diesen war Schweigepflicht, beim Essen war Schweigepflicht.»⁴²⁰ Der Innenhof diente auch als Spiel- und Sportplatz; die Mädchen bevorzugten Völkerball, die Knaben Fussball.⁴²¹ Die kleinen Kinder kamen dabei zu kurz beziehungsweise blieben aussen vor und wurden von den grossen geplagt, weshalb sich Erzieherinnen mit ihren Schützlingen in die nahen Wälder verzogen.⁴²²

Zwischendurch wurde auch auf dem Flur gespielt,⁴²³ und bei schlechtem Wetter wurde vor allem gebastelt. Spielsachen, auch Puppen, scheinen eher rar gewesen zu sein⁴²⁴ – nicht nur aufgrund von fehlenden Geldmitteln, wie eine ehemalige Erzieherin moniert.⁴²⁵ Offenbar wurden den Kindern von Gönnerinnen als Weihnachtsgaben gespendete Spielsachen oft gar nicht ausgehändiggt. Ja selbst mit Puppen, die von Angehörigen geschickt worden waren, konnte nur ab und zu gespielt werden; sonst waren sie weggeschlossen.⁴²⁶ Vorhanden waren auch Brett- und Kartenspiele, und vereinzelt spielten die «Vo-

gelsänger» Kasperlitheater.⁴²⁷ In den Abteilungen «Tannegg» und «Frohburg» gab es schon in den 1950er-Jahren Pingpong-Tische, später konnte auch Tischfussball und Billard gespielt werden.⁴²⁸ Ab den späteren 1960er-Jahren wurde Musik ab Plattenspieler gehört, einige musizierten aber auch selbst.⁴²⁹ Eine junge Melchtaler Schwester unterrichtete 1957 einige Kinder im Handorgelspiel, und ein ehemaliger Sekundarschüler berichtet, dass er mit anderen um 1970 sogar eine Band gründete, die gelegent-

417 Interview Z 4, Z. 574–589, hier Z. 578 f.; Interview E 1, Z. 376–384 und Z. 1071–1078.

418 Interview Z 4, Z. 579 f.; Interview Z 7, Z. 548–551; auch StATG 8'943, 1.1.0/2: Jahresbericht 1957/58, S. 4.

419 Benziger/Ruckstuhl, St. Iddazell, S. 5; StATG, 8'943, 2.2.1/4: Gruss aus Iddazell, 1. Jahrgang, Nr. 1, Fischingen 1930; Cavelti, Fischingen, S. 22 f.; Interview Z 8, Z. 198 f.; Interview E 1, Z. 373–384; zum Theater vgl. auch Schildknecht, St. Iddazell, S. 18, S. 34 f., S. 47 und S. 53.

420 Interview Z 4, Z. 767–771. Diese Ehemalige erwähnt auch, dass die Mädchen den grossen Scheiterhaufen in der Sägerei aushöhlten und sich dann dorthin zurückzogen, «damit man mal ein privates Wort reden konnte und mal so richtig über die Nonnen herfahren»: ebd., Z. 350–355.

421 Interview Z 8, Z. 254–256; Interview Z 5, Z. 307–309; Interview E 1, Z. 185 f.; Interview Z 8, Z. 193–196; Interview E 3, Z. 920–923.

422 Interview E 1, Z. 1103–1109; Interview E 3, Z. 877–889.

423 Interview Z 4, Z. 61 f.

424 In den Interviews ist praktisch nichts zu erfahren über individuelle Spielsachen wie Puppen, Spielzeugautos, usw.

425 Interview E 3, Z. 573 f.

426 StATG, 8'943, 3.1.10/0: Wohltäter-Buch, 1879–1930; Interview Z 1, Z. 643–648.

427 «Im Winter haben wir oft gebastelt – und Spiele gemacht.»: Interview E 1, Z. 193, 589–591; Interview E 3, Z. 1075–1104 und Z. 1135–1146; Interview Z 7, Z. 124 f.

428 Interview Z 10, Z. 49 f.; Interview Z 7, Z. 124 f., Z. 173–175; Interview Z 13, Z. 63.

429 Ein ehemaliger Praktikant erinnert sich an einen Plattenspieler als «eine ganz wichtige Sache», vgl. Interview E 6, Z. 547–550.

lich in der Turnhalle auftreten konnte.⁴³⁰ Auf den Abteilungen gab es «keinen Radio, nur einen Lautsprecher», und beim Essen war – wie in den 1950er-Jahren überall in der Schweiz – «Radio Beromünster eingeschaltet».⁴³¹ Einen Fernsehapparat aber gab es bis in die 1970er-Jahre hinein offenbar nicht.⁴³²

Auch in der Freizeit waren die St. Iddazeller Kinder und Jugendlichen meist beaufsichtigt. Zwar scheint es für die Sekundarschüler auch Ausgang gegeben zu haben, doch war der Rayon klar limitiert.⁴³³ So erstand man in späteren Jahren mit eigenem Sackgeld Süßigkeiten am Kiosk gleich neben dem Kloster.⁴³⁴ «Einmal [1973] durfte die letzte Klasse in die Diskothek nach Wil. Der Heimleiter (Direktor) brachte uns mit dem VW-Bus dahin und holte uns um 22 Uhr wieder ab.»⁴³⁵ Auch konnten diese Sekundarschüler am Sonntag auf eigene Faust Ausflüge aufs Hörnli unternehmen.⁴³⁶

Drogen scheinen in St. Iddazell fast kein Thema gewesen zu sein. Gelegentlich wurden Zigaretten geraucht, und es wird berichtet, dass diese bei der Rückkehr vom Heimurlaub am Sonntagabend dem Abteilungsleiter abgegeben werden mussten. Dafür durfte man dann einmal in der Woche in dessen Zimmer unter Kontrolle zwei Zigaretten hintereinander rauchen.⁴³⁷

In den Ferien fuhren noch in den 1950er-Jahren bei Weitem nicht alle Kinder nach Hause, wie dies dann um 1970 üblich war.⁴³⁸ Für die grösseren Kinder wurde ein Ferienlager organisiert, das meistens in Engelberg stattfand.⁴³⁹

1.5 Verpflegung

«Für nahrhafte, reichliche und gut zubereitete Kost sorgt eine guteingerichtete Küche. Eine eigene Ökonomie liefert Milch und andere Produkte. Täglich werden vier Mahlzeiten gegeben.»⁴⁴⁰ So und ähnlich wurde das Heim in Prospekten von 1956 und 1961

angepriesen. Übereinstimmend berichten alle Ehemaligen, dass es neben dem Frühstück, Mittag- und Abendessen auch einen «Zvieri» gab, der aus Tee und Brot bestand. Einer Ehemaligen ist dieser Zvieri in bester Erinnerung, ein anderer dagegen findet Tee und Brot «heute noch <gruuusig>».⁴⁴¹ Nicht nur über den Zvieri herrschen nun aber unter den Ehemaligen unterschiedliche Ansichten vor, sondern auch allgemein über die Quantität und Qualität der Verpflegung in St. Iddazell. Während die einen an

-
- 430 Interview E 3, Z. 199–213 und Z. 1667–1691. Die Schwester hatte drei defekte Handorgeln zuvor selbst repariert und danach bei einem Bekannten weitere Instrumente günstig beschaffen können, vgl. ebd., Z. 1701–1705; Interview Z 10, Z. 199–208 und Z. 282–289: «[D]ie Gitarren hatten wir selber, und das Schlagzeug, weiss ich noch gut, aus der Wäscherei waren das die Waschmitteltrommeln» (Z. 288 f.).
- 431 Interview Z 7, Z. 537–539. Die «Vogelsänger» kamen ab und zu in den Genuss einer Radiosendung, vgl. Interview E 3, Z. 1416 f. und Z. 1420 f.
- 432 Bericht Z 6; Interview E 6, Z. 546 f. Von einem Fernseher im grossen Raum wird dagegen berichtet in Interview Z 9, Z. 217–220.
- 433 «Also, man durfte nicht ins Dorf gehen, da gab es bestimmte Zeiten, wo man ins Dorf durfte. Aber wir sind natürlich trotzdem ins Dorf.»: Interview Z 10, Z. 90 f.
- 434 Interview Z 10, Z. 100 f.
- 435 Bericht Z 6.
- 436 Interview Z 10, Z. 377–393.
- 437 Interview Z 10, Z. 554–561; Interview Z 12.
- 438 «Die meisten blieben da, also es kam kaum einmal vor, dass jemand heim konnte.»: Interview E 1, Z. 849. Ganz anders waren die Verhältnisse um 1970 laut Interview Z 13, Z. 192: «In den Ferien waren wir natürlich daheim.»
- 439 Interview Z 7, Z. 259–264; Interview Z 5, Z. 310–316. Die Ferienlager sind vor allem für die 1960er-Jahre gut dokumentiert, vgl. StATG 8'943, 7: Schule, Ferienlager.
- 440 StATG, Ba 6'40'0, 1; vgl. schon Benziger/Ruckstuhl, St. Iddazell, S. 2.
- 441 Interview Z 4, Z. 766–768: «Und am Nachmittag, so um 3 herum, bekamen wir dort Tee und Apfelschnitze, gedörrte Apfelschnitze, und ein Stück Brot. Das waren die schönsten Momente, ja.» Dagegen: Interview Z 10, Z. 101–103.

Abb. 31: In den 1960er-Jahren wurden nur noch die grösseren Knaben im grossen Speisesaal verköstigt.



der gebotenen Verpflegung nichts auszusetzen haben, weil sie nie etwas anderes gekannt hatten,⁴⁴² ruft dieses Thema bei anderen schlechte Erinnerungen hervor. Vor allem jene, die in den 1930er- und 1940er-Jahren in Fischingen waren, berichten über schlechte und eintönige Kost auf Blechtellern. Aufgetischt wurden hauptsächlich Kartoffeln. «Das Essen war so schlimm», konstatiert eine Ehemalige. «Es gab täglich Mangold und Kartoffeln und Kartoffeln und Mangold, [...] das Brot zog Fäden.»⁴⁴³ Zum Abendessen reichte man damals «geröstete Haferflocken und Apfelmus. Das gab es praktisch zu jedem Znacht. Das roch man dann schon am Nachmittag um vier im ganzen Haus.»⁴⁴⁴ Fleisch gab es selten, am ehesten noch am Sonntag, unter der Woche vielleicht einmal «Schwartenmagen».«⁴⁴⁵ Der Speiseplan war ganz besonders während der Ratio-

nierungen von Lebensmitteln in den Weltkriegen, aber bis in die 1960er-Jahre eintönig. Sicherlich ver-

442 Interview Z 6, Z. 509–513: «Ich war ja nie [...] verwöhnt gewesen, oder, und von dorther gesehen war das Essen für mich grundsätzlich in Ordnung.»

443 Interview Z 1, Z. 70–72 (In der Kriegszeit wurde das Brotmehl mit Kartoffeln gestreckt.); vgl. auch Interview Z 4, Z. 523–528: «[W]ir hatten sehr, wirklich sehr eintöniges Essen. Und man musste auch immer ausessen. Auch wenn man zwei Stunden am Tisch sass und fast vom Stuhl fiel. Man [...] musste einfach ausessen. Ich kann heute keine Krautstiele mehr essen. Das ist auf immer und ewig fertig. Wir hatten so oft Krautstiele, immer so aus dem Wasser gezogen, es hatte nie etwas dran. Es war einfach <grusig>.»

444 Interview Z 4, Z. 540–543.

445 Interview Z 4, Z. 538–540. Über sehr wenig Fleisch auch noch in den 1960er-Jahren, dafür jeden Freitag Fisch, wird berichtet in Interview Z 9, Z. 278–300.

änderte sich die Verpflegung der Zöglinge über die Jahrzehnte, und allgemein hatte die Einschätzung der Qualität des Essens auch mit Gewohnheiten, dem individuellen Hungergefühl und dem persönlichen Geschmack zu tun.⁴⁴⁶ Anders sind die diesbezüglich grossen Differenzen, ja, gelegentlich diametralen Ansichten nicht zu erklären. Über zu kleine Rationen berichten nur wenige, dann aber drastisch.⁴⁴⁷ Geschöpft wurde nur einmal, und der einmal gefüllte Teller musste aufgegessen werden, auch noch in den 1970er-Jahren.⁴⁴⁸

Keine Zweifel bestehen jedoch darüber, dass nicht alle dasselbe assen. Für die Patres und wohl auch die im Kloster untergebrachten Pensionäre wurde ein anderes, besseres Menu zusammenge-

«Die Herren hatten das beste [Essen], und dann kamen die Schwestern, und dann die Kinder.»

stellt. Das berichten ehemalige Erziehende wie Zöglinge: «Die haben gelebt wie Fürsten, also wie im Schloss. Und wir mussten aus diesen Blechtellern essen.»⁴⁴⁹ «Die Herren hatten das beste, und dann kamen die Schwestern, und dann die Kinder», meint eine ehemalige Menzinger Schwester und fügt hinzu: «Ich zum Beispiel, ich hätte jetzt keine Freude gehabt, wenn ich zum ‹Zmorge› Hafersuppe gehabt hätte.»⁴⁵⁰ Nicht zu eruieren war, ob alle Zöglinge das gleiche Essen bekamen, also ob beispielsweise im Sekundarschulinternat besser gegessen wurde.

1.6 Hygiene

Um die sanitären Verhältnisse stand es bis weit ins 20. Jahrhundert alles andere als zum Besten. Zwar waren schon 1908 und 1910 neue Toiletten sowie

Bade-, Dusch- und Waschgelegenheiten und 1932 schliesslich ein neuer Baderaum mit Duschen und Ba-

«Ich hatte nur ein Waschbecken für sechsundzwanzig Buben, um sich zu waschen.»

446 Ein ehemaliger Praktikant meint: «[D]as Essen war sicher nicht gut, für die Buben.» Ihm selbst schmeckte es auch nicht, und er ging einmal in ein Restaurant, um Schnitzel zu essen: Interview E 6, Z. 418–426 (Zitat 418 f.).

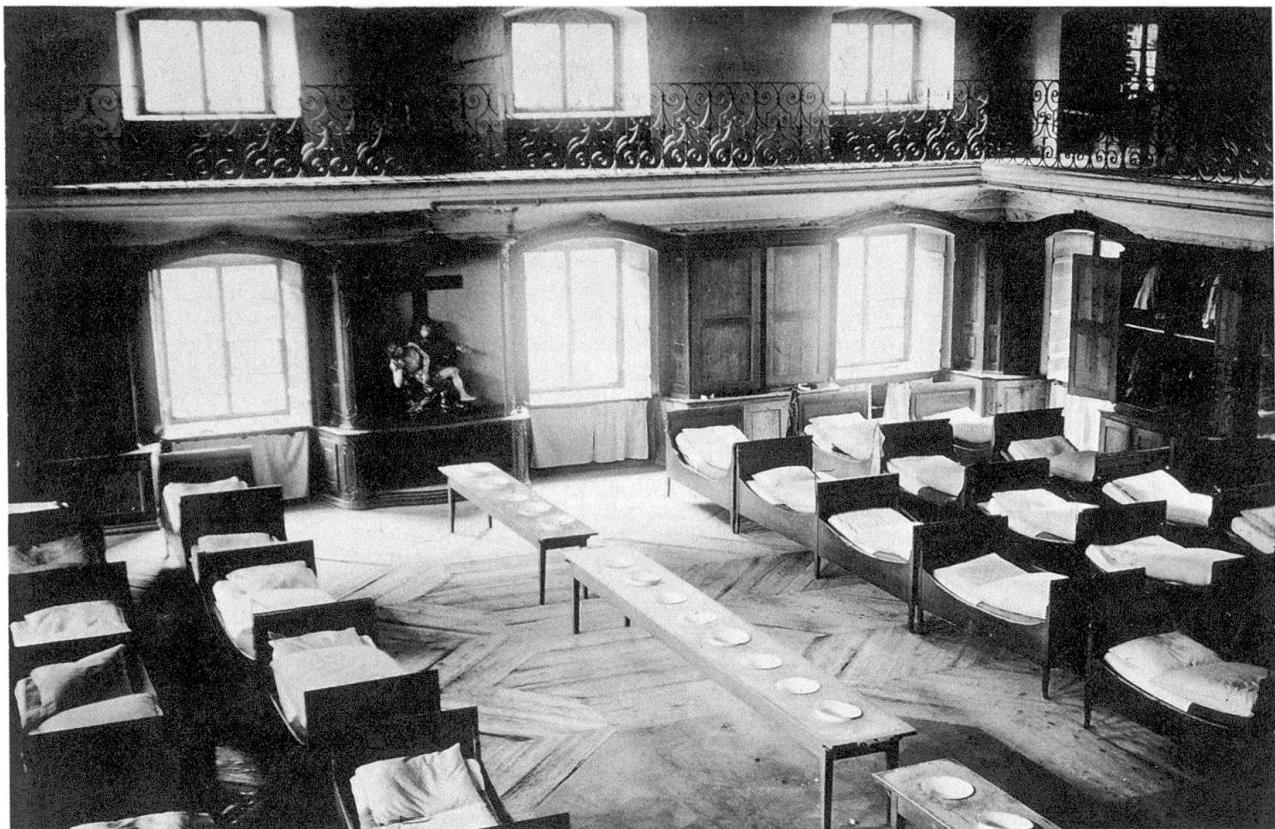
447 Interview Z 7, Z. 104–112, hier Z. 111 f.: «Das kann sich ein Mensch, der hier aufgewachsen ist, gar nicht vorstellen. Mit hungrigem Magen ins Bett, jeden Tag, oder.»; Bericht Z 2: «Wir waren ständig unterernährt. Es gab eigentlich nie genug zu essen, dazu waren die uns verabreichten Lebensmittel unter allem Hund. Wir konnten jeweils aus dem oberen Stock zusehen, wie die Patres mit vollen Bäuchen stumpenrauchend vom Essen kamen.» Andere hingegen berichten, sie hätten in Fischingen genug zu essen bekommen, vgl. etwa Interview Z 4, Z. 170–172; Interview Z 8, Z. 243; Interview Z 3, Z. 195–197.

448 Interview Z 4, Z. 523–526; Interview Z 11, Z. 168–170: «Das, was du nicht gerne hattest, bekamst du das Doppelte, das, was du gerne gehabt hättest, bekamst du quasi nichts, aufessen musstest du alles.»

449 Interview Z 15, Z. 1452–1454. Die Schwestern «bekamen andere Kost, ja. Darum haben sie auch immer selbst gegessen, also – sie hatten einen Raum neben der Abteilung, wo sie gegessen haben. Und, also die Priester zum Beispiel, die da hinten waren, Patres, die haben sehr gut gegessen. Meine Schwester musste servieren. Ja. Und sie hat dann ab und zu etwas auf die Abteilung gebracht. Lebensmittel, die wir gar nicht gekannt haben.»: Interview Z 4, Z. 518–522.

450 Interview E 1, Z. 897 f. Von dieser Hafersuppe «mit mehr Milch als Hafer, jene Suppe, die uns die Wangen rot malt, in der es weit mehr Vitamine hat, als im Kaffee oder im Milchkaffee», schwärzte der Direktor in der Festschrift von 1939: Frei/Rubischung, 60 Jahre, S. 23. Auch noch 1972 wurde den Patres und Lehrpersonen besseres Essen serviert, vgl. Interview E 6, Z. 428 f.

Abb. 32 bis 34: Die hygienischen Verhältnisse ließen bis in die 1960er-Jahre zu wünschen übrig. Zeitweise stand in der Bibliothek eine lange Reihe mit Waschtischen (Abb. 32). Die auf Abb. 33 und 34 wiedergegebenen Wasch-, Bade- und Duschanlagen – die Fotografien wurden für Prospekte angefertigt – entsprachen nicht dem allgemeinen Standard im Heim.



dewannen eingerichtet worden,⁴⁵¹ doch war dies nicht ausreichend für die zahlreichen Insassen. Bezeichnenderweise war es noch 1948 eine Erwähnung im Jahresbericht wert, dass im Waschraum der Ober- und Mittelschule zwei neue Waschtröge eingerichtet worden waren.⁴⁵² Wenn überhaupt einmal geduscht werden konnte, so geschah dies abteilungsweise und unter Aufsicht. Eine Ehemalige erinnert sich an die Waschprozedur: «Und wir hatten genau 5 Minuten Warmwasser, und nachher kam kalt. Und – man hat dann pressiert, also – äh – damit man nicht ins kalte Wasser hinein kam. Es ging sehr tifig». Und es war immer jemand dabei. Das kommt noch dazu. Sie schaute dann immer noch und sagte ‹ja, du hast dich da noch nicht gewaschen, und du hast dich da noch nicht gewaschen›.»⁴⁵³ Zehn Jahre

später waren die sanitären Einrichtungen in einigen Abteilungen immer noch dürftig. «Ich hatte nur ein Waschbecken für sechsundzwanzig Buben, um sich zu waschen», erinnert sich die ehemalige «Vogelsang»-Leiterin. «An eingeschlagenen Nägeln hatte jeder sein Handtuch und seinen Waschlappen, und nur ein Brünneli. Es war also ein Abgussbecken mit einem Hahn und nur kaltes Wasser. Nichts ande-

451 Schildknecht, 100 Jahre, S. 18 und S. 20.

452 StATG 8'943, 1.1.0/1: Jahresbericht 1948/49, S. 6: «Nun sind für sie genügend Möglichkeiten geboten, sich am Morgen und am Abend gründlich und sauber zu waschen. Nur die Waschräume als solche warten noch auf notwendige Auffrischung.»

453 Interview Z 4, Z. 213–217.



res.»⁴⁵⁴ Das bestätigt ein ehemaliger «Tannegger» und ergänzt: «Dann, einmal in der Woche, konntest du in der Küche eine ‹Gelte› Wasser holen, musstest du in die Abteilung hinauftragen, und dann oben haben sich 24 Buben in dieser Gelte drin gewaschen. Kannst dir vorstellen, wie hygienisch das ist. Einmal im Monat durfte man duschen gehen. Da stand diese Nonne neben dran, das war sowieso peinlich für uns, oder, und wenn du ein ganz Braver warst oder etwas speziell Gutes gemacht hast, durftest du in dieses Räumli, wo es eine Badewanne hatte, durftest du baden. Und sie kam dich dann waschen – überall.»⁴⁵⁵

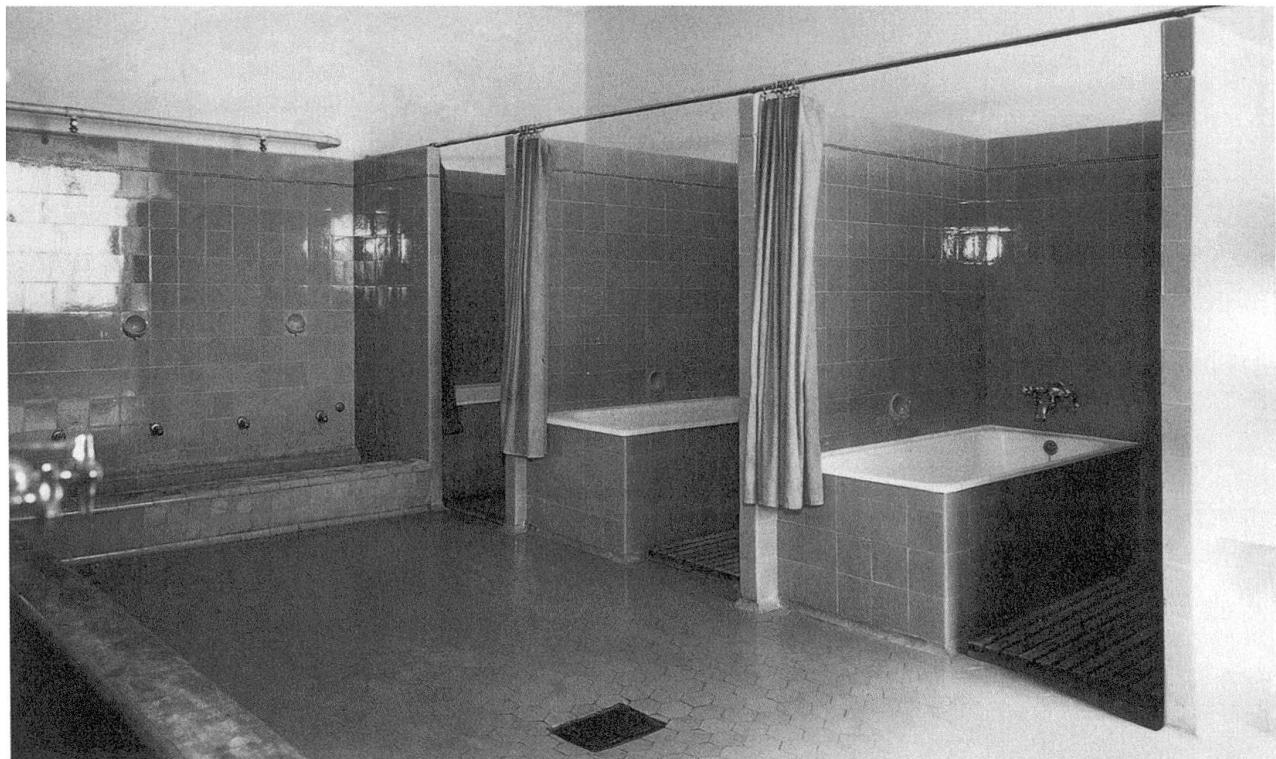
Noch Ende der 1960er-Jahre gab es in St. Iddazell Grossraumduschen mit fix installierten Brausen, wobei die Aufsichtsperson den grossen Hebel für die zentrale Kalt- und Warmwasserzufuhr betätigte.⁴⁵⁶

Da der Schlafraum der Mädchen nachts manchmal abgeschlossen war und nicht verlassen werden

454 Interview E 3, Z. 1257–1267; vgl. auch AIM, Fischingen, V.1.7, Nr. 23: Brief vom 19.10.1956: «Dann stellen Sie sich vor: diese 21 Buben müssen sich an einem Wasserhahnen waschen.»

455 Interview Z 7, Z. 160–168; fast identische Schilderung der damaligen «Vogelsang»-Erzieherin in Interview E 3, Z. 1267–1270.

456 Interview E 6, Z. 277–283; Interview Z 14, Z. 238–254. Dass es keinerlei Duschen gegeben habe, wird berichtet in Interview Z 9, Z. 409–415. Im Sekundarschultrakt gab es offenbar auch keine Duschen. Jedenfalls wird von einem Ehemaligen berichtet, dass sie im Kollektiv jeden Samstagabend ins Klostergebäude hinüber duschen gingen: Interview Z 12.



konnte, mussten sich die Zöglinge mit Nachttöpfen behelfen.⁴⁵⁷

1.7 Religion

St. Iddazell verstand sich explizit als eine katholische Anstalt. Die Erziehung hatte stets nach «religiös-sittlicher Grundlage» oder «nach christlichen Grundsätzen» zu erfolgen.⁴⁵⁸ Bereits die Einweihung des Heims hatte eine starke religiöse Rahmung, wie sie der damalige Katholizismus gerne inszenierte. Wie Direktor Klaus der Menzinger Generaloberin berichtete, hielt der bischöfliche Kommissar und Dekan Kuhn eine «ausgezeichnete» Predigt, Kanzler Düret zelebrierte das Hochamt und segnete das für den Kinderspeisesaal bestimmte Kruzifix, das anschliessend «prozessionsweise an seinen Bestimmungsort» getragen

wurde, wo der Kommissar eine zweite «Anrede speziell an die Kinder & Schwestern hielt in Gegenwart

«Und sehr viel mussten wir in die Kirche gehen, und das etwa zwei Stunden lang. Und das ist so kalt in dieser Kirche.»

457 Interview Z 9, Z. 61 f. Vor 1950 war das offenbar anders, vgl. die Schilderung in Interview Z 2, Z. 490 f. Eine andere Ehemalige berichtet, dass sie ihre kleine Schwester nachts auf die Toilette begleitete: «Und sie kam oft zu mir nachts und – und hat geweint und hat gesagt ‹kommst Du mit mir auf die Toilette, ich habe Angst. Da draussen ist alles dunkel und kalt.›»: Interview Z 4, Z. 86–88.

458 Vgl. dazu oben Kapitel «Überblick»: die Zweckartikel in den verschiedenen Statuten des Vereins.

Abb. 35: Jedes Kind in St. Iddazell kannte die den Heimzweck versinnbildlichende Statue des Engels mit dem von einem Brandunglück angesengten Flügel, der seine schützende Hand auf das Kind legt. So sehr die Religion in St. Iddazell allgegenwärtig war, so sehr hätten sich viele im Alltag einen Schutzenengel gewünscht.



sämmlicher zahlreich anwesenden Aktionäre & vielen Volks».⁴⁵⁹

Religiöse Übungen nahmen traditionell breiten Raum ein. Bis in die 1950er-Jahre begann der Tag mit dem Besuch der Frühmesse, die im Winter in der Hauskapelle, im Sommer und am Sonntag in der Klosterkirche abgehalten wurde. «[Z]uerst musste man in die Kirche. Da mussten wir hinstehen in Zweierreihen. Und dann ist die Schwester mit uns nach vorne marschiert in die Kirche, und dann gab es zuerst eine Frühmesse, wie man damals so sagte.»⁴⁶⁰ Wie dies damals üblich war, hatten die Knaben auf der rechten, die Mädchen auf der linken Seite Platz zu nehmen.⁴⁶¹

In den 1950er-Jahren fand nicht mehr jeden Tag ein Gottesdienst statt, dafür ein längeres Morgengebet.⁴⁶² Gebetet wurde ferner vor den Mahlzeiten und am Abend vor der Bettruhe. Am Sonntag gab es nach der Morgenmesse Unterricht in «Christenlehre», am Abend nochmals eine Messe. An hohen kirchlichen Festtagen war das religiöse Programm noch dichter, dazu gehörten auch Prozessionen: «Ostern und Weihnachten waren eigentlich zu drei Vierteln Kirche. Da machten wir den Kreuzweg an Ostern, zuerst einmal, und dann die Kerzenweihe, und – es war permanent Kirche.»⁴⁶³ Zu den religiösen Pflichten gehörte schliesslich auch die regelmässige Beichte, die von einigen als ausgesprochen lästig empfunden wurde und auf Abwehr stiess.⁴⁶⁴ Einige Knaben fungierten als Ministranten. Die meisten scheinen diesen Dienst nicht ungern versehen zu haben, da er mit kleinen Freiheiten und Privilegien verbunden war.⁴⁶⁵

459 AIM, Fischingen, 1880–1921, V.1.4, Nr. 4: Schreiben von Dekan Klaus an die Generaloberin in Menzingen, 10.06.1880.

460 Interview Z 4, Z. 140–143; Interview Z 1, Z. 49–51: «Und sehr viel mussten wir in die Kirche gehen und das – äh – etwa zwei Stunden lang. Und das ist so kalt in dieser Kirche.» Vgl. auch Bericht Z 1, S. 8 f.; Frei/Rubischung, 60 Jahre, S. 23.

461 Interview Z 15, Z. 2017–2026.

462 Interview Z 7, Z. 62–65.

463 Interview Z 4, Z. 562–569.

464 Interview E 3, Z. 348 f.; Interview Z 8, Z. 37–44; Interview Z 11, Z. 702–706.

465 Interview Z 6, Z. 21–37, Z. 496–500: «Ich war ja Messdiener, oder, und so als Messdiener habe ich [...] gewisse Privilegien geniessen können, ausserhalb der Abteilung. [...] Das habe ich natürlich noch so gerne gemacht für ihn. Ich wusste, ja, ja, es gibt dann wieder einmal ein Sugus, oder. Das waren so kleinere ‹Freudeli›, die ich hatte. [...] Ich durfte auch, ja eben, in der Dorfkirche oder in der Klosterkirche messdienen, das war – das war dann jeweils schon mein grosser Stolz, oder. Wenn ich dort mit Ministranten vom Dorf zusammen ministriieren durfte, bei den Hochämtern oder wenn der Bischof kam, oder.»

Abb. 36: An den Wochentagen in den Wintermonaten wurde die Frühmesse in der Hauskapelle abgehalten.



Für «die Sorge und Pflege der geistigen und speziell der religiösen Erziehung der Heimkinder» war ein Katechet zuständig. Er gab Religionsunterricht und war Seelsorger, amtete aber auch als Präfekt der

«Der Meisterknecht duldet nichts, was der Anstalt zum Schaden gereicht und gegen die katholische Religion verstösst. Fehlbare, bzw. Renitente zeigt er dem Direktor an.»

grossen Buben, die er insbesondere in der Freizeit sinnvoll zu beschäftigen und zu beaufsichtigen hatte.

Bis zum Einzug der Engelberger Patres war er neben dem Direktor der einzige männliche Geistliche in der Anstalt.⁴⁶⁶ Erwartet wurde aber auch von den weltlichen Angestellten die Beobachtung eines katholischen Lebenswandels. So hiess es im Anstellungsvertrag des Meisterknechts: «Der Meisterknecht duldet nichts, was der Anstalt zum Schaden gereicht und gegen die katholische Religion verstösst. Fehlbare, bzw. Renitente zeigt er dem Direktor an.»⁴⁶⁷

466 StATG 8'943, 0.2/1: Reglement für den hochw. Herrn Katechet und Präfekt, undatiert [1938–1940]; Benziger/Ruckstuhl, St. Iddazell, S. 5.

467 StATG 8'943, 0.2/2: Anstellungsbedingungen des Meisterknechtes, 18.05.1924.

Die religiöse Prägung des Alltags ging seit den 1950er-Jahren zurück, was sogar zu interner Kritik Anlass gab.⁴⁶⁸ Immerhin aber gab es auch nach 1970 noch eine Messe unter der Woche, und nach wie vor herrschte – wie übereinstimmend berichtet wird – eine gewisse «religiöse Stimmung».⁴⁶⁹

2 Beziehungsformen im Heimalltag: Nähe, Distanz und Gewalt

Der Alltag und die Atmosphäre in einem Heim werden massgeblich geprägt durch die Art und Weise, wie die beteiligten Personen miteinander umgehen, beziehungsweise welche Beziehungen im weitesten Sinn zwischen dem Erziehungs- oder Heimpersonal und den Zöglingen sowie unter diesen selbst bestehen. Diese Beziehungen sind durch den Anstaltsbetrieb und die vorherrschende Betriebskultur ebenso geprägt wie durch die darin agierenden Personen. Der folgende Abschnitt handelt von solchen Beziehungsformen in St. Iddazell. Thematisiert werden Erfahrungen von Gewalt, Nähe und Distanz im Heimalltag, wobei die Perspektive der Zöglinge im Vordergrund steht. Angesprochen werden dabei äußerst komplexe, teils miteinander verwobene Themen wie Strafen, körperliche Gewalt, sexuelle Übergriffe, Lieblosigkeit, Freundschaften, Zuwendung, Wärme sowie die vielen Grautöne dazwischen. Wir erhalten darin Einblick in die Heimatosphäre und erfahren, was es heißen konnte, in einem Heim aufzuwachsen, welche Eindrücke sich Kindern und Jugendlichen einprägten und sie teilweise bis heute traumatisieren.

Da in diesem Abschnitt, in dem es nicht zuletzt um Missbrauch geht, besonders hohe Ansprüche an den Persönlichkeitsschutz gestellt werden müssen, kann oft kaum nachvollziehbar gemacht werden, dass beispielsweise einzelne Erziehende im Umgang mit den Zöglingen je nachdem verschiedene Facetten ihrer Persönlichkeit zeigten beziehungsweise ver-

schieden wahrgenommen wurden, dass sie etwa den einen Kindern mit Missbrauchserfahrung beistanden, von anderen hingegen genau dessen bezichtigt werden. Gerade wenn es um Menschen geht, zeigt sich nicht einfach ein Schwarz-Weiss-Bild, sondern Komplexität und Widersprüchlichkeit. Es gab unter den Erziehenden grosse Unterschiede, zudem konnten sich Erziehende gegenüber den einzelnen Kindern ganz unterschiedlich verhalten. Meist ist lediglich von wenigen Einzelpersonen die Rede, wenn es um besonders prägende Erinnerungen negativer wie positiver Art geht. Es gilt außerdem zu bedenken, dass gewisse Formen von Gewalt, die heute als inakzeptabel gelten, damals als «normal» angesehen wurden. Diesbezüglich ist auch in St. Iddazell eine Entwicklung feststellbar, was allerdings nicht heißt, dass die Anwendung von Gewalt im Erziehungsalltag in den späteren Jahren verschwand. Auch das Alter der Kinder und die Abteilung, in die sie eingeteilt waren, konnten einen Einfluss darauf haben, wie die Zöglinge behandelt wurden.

In einem ersten Abschnitt wird auf Erfahrungen von Zuwendung, Wärme, Anerkennung und Förderung eingegangen, wie sie Zöglinge mit Erziehenden und weiterem Personal machten und wie sie vor allem in den mündlichen Quellen fassbar werden. Die beiden folgenden, längeren Abschnitte über seeli-

468 AIM, Fischingen, 1943–1955, V.1.6, Nr. 56/2: Brief der Oberin ans Mutterhaus, undatiert [1955]: «Muss das einem nicht zu denken geben, wenn Kinder, die 5 und 10 Jahre bei H. H. Patres und Schwestern erzogen wurden, schlimmer fast gehen als sie gekommen sind?»; AIM, Fischingen, 1956–Sept. 1957, V.1.7, Nr. 23: Brief vom 19.10.1956: «Das Bedrückendste aber ist die Erfahrung, dass man solchen Kindern religiös gar nichts bieten kann. [...] Man hat eine Hauskapelle. Die Buben sind von 4–6 h frei und niemand der Patres findet Zeit im Oktober den Rosenkranz oder wenigstens ein Gesetzel zu beten.»

469 Interview Z 10, Z. 112–115; Interview Z 13, Z. 126–132; Bericht Z 6; Interview E 6, Z. 654–662.

sche Misshandlung und emotionale Kälte sowie Gewalt und Strafen behandeln Themen, die in vielen Interviews einen breiten Raum einnehmen. Abschließend werden die Beziehungen der Zöglinge untereinander thematisiert, wozu Anerkennung und Freundschaften ebenso zählen wie Hierarchien, Ausgrenzung und Gewalt.

2.1 Zuwendung und Geborgenheit, Anerkennung und Förderung

In den Erzählungen vieler Interviewter werden Erlebnisse mit dem Heimpersonal in ihrer Zeit in St. Iddazell erwähnt, die ihnen bis heute in guter Erinnerung geblieben sind. Einige erlebten persönliche Zuwendung, manchmal auch Geborgenheit und Wärme, andere Anerkennung, Akzeptanz oder Förderung. Die Palette von positiv konnotierten Gefühlen und Verhaltensweisen gegenüber Zöglingen ist breit. Vergleichsweise selten ist es aber, dass Ehemalige ihren Aufenthalt im Heim als ausnahmslos angenehm und positiv schildern.

«Das waren Nonnen. Da bist du wie von einer Mutter bist du da – äh – gepflegt worden und behandelt worden», meint einer, der in den späten 1940er-Jahren Zögling war und der, da es noch kein heiminternes Sekundarschulinternat gab, als einziger die Sekundarschule im Nachbardorf besuchen durfte.⁴⁷⁰ Wie er weiter ausführt, fühlte er sich in Fischingen – wie zuvor schon in einem anderen Heim – bestens aufgehoben und geborgen: «Und ich habe aber immer gesagt, dass wir es sehr schön gehabt haben und daheim gewesen sind hier, was wir daheim nicht gewesen wären. Hier habe ich mich daheim gefühlt, wir hatten zu Essen, zu Trinken, wir hatten ein Bett. Das wäre vielleicht dort nicht der Fall gewesen. Und darum – ich habe es eher als positiv angesehen, [...] Und die Schwestern haben uns gern, das habe ich gespürt.»⁴⁷¹

Auch einige andere beurteilen ihren Aufenthalt im Heim als insgesamt positiv, und sie betrachten ihre Heimzeit bei allem Unangenehmen, das damit auch verbunden war, als einen wichtigen und wertvollen Abschnitt, ja, teilweise gar als entscheidenden, positiven Wendepunkt in ihrem Leben. Es sind vor allem ehemalige Sekundarschüler, die solches berichten. Sie gehörten zu den älteren unter den Fischinger Zöglingen und kamen aus ganz unterschiedlichen Gründen nach Fischingen, immer aber mit dem Ziel, die Sekundarschule abzuschließen, was eine Chance für eine erfolgreiche berufliche Entwicklung bot. St. Iddazell bot dem einen im erwähnten Fall ein Daheim, wie er es in der eigenen Familie nicht gehabt hätte, anderen eine Alltagsstruktur, die sie vorher nicht hatten.⁴⁷² Wiederum andere waren froh, im Sekundarschulinternat ihrer angestammten Umgebung entronnen zu sein, ob aus einer schwierigen Schulsituation oder einem traurigen Dasein als Verdingbub, als unerwünschtes Kind aus prekären familiären oder als Heimkind aus misslichen Anstaltsverhältnissen.⁴⁷³ «Ich hatte keine Minute Heimweh, ich wollte doch nicht heim, weil ich wieder Schläge bekommen hätte», meint einer, der es im Internat allerdings nicht besser hatte.⁴⁷⁴ An positive Erfahrungen mit einzelnen Angestellten erinnern sich die meisten interviewten ehemaligen Internatsschüler, etwa an Anerkennung, respektvollen Umgang oder Förderung. So berichtet etwa ein Ehemaliger, der Abteilungsleiter sei «strenghart, aber fair und angemessen» gewesen und der Direktor, den er als «diskret und freundlich» erlebte, habe einem das Gefühl vermittelt, «ein guter Mensch

470 Interview Z 2, Z. 453 f.

471 Interview Z 2, Z. 445–449.

472 Interview Z 10, Z. 191–194.

473 Interview Z 12, Z. 15–88; Interview Z 11, Z. 127–134; Interview Z 13, Z. 8–19; Bericht Z 6.

474 Interview Z 11, Z. 132 f.

zu sein».⁴⁷⁵ Zwei andere, die den Heimaufenthalt insgesamt eher negativ erlebten, erzählen von einem Pater, der einen zuvorkommenden, «menschlichen», fairen Umgang mit den Kindern und Jugendlichen pflegte und dem man sich auch anvertrauen konnte.⁴⁷⁶

Vor allem im Sekundarschulinternat kam es zudem vor, dass Zöglinge innerhalb und ausserhalb der Schule Förderung und Unterstützung fanden, wodurch sich ihnen Perspektiven auf ein vielversprechendes Leben nach dem Heim eröffnen konnten. Einer beispielsweise durfte bei einem Lehrer Schulstunden über ein Spezialthema bestreiten, mit dem er sich selbstständig auseinandergesetzt hatte.⁴⁷⁷ Ein anderer erzählt, dass ihm sein Lehrer ein Buch über Logik besorgte, als er sich für diese Thematik interessiert zeigte. «Und wenn sie gemerkt haben, dass man Interesse hat und nicht nur Blödsinn im Kopf, haben sie einen schon unterstützt.»⁴⁷⁸ Ein weiterer berichtet, dass ihn zwei Lehrer aus seiner schulischen «Bequemlichkeit» herauszuholen suchten.⁴⁷⁹ Einige konnten auch eine weitere schulische Karriere einschlagen. «Die Klosterschule hat mir den Grundstein geebnnet, mich später auch akademisch zu entfalten», konstatiert ein Ehemaliger.⁴⁸⁰ Entsprechend dankbar denken manche zurück ans Heim und vor allem an einzelne Personen, die ihnen mit viel Sympathie, Geduld und Wohlwollen begegneten und mit denen sie besonders gute Erfahrungen machten. Von einem Lehrer heisst es etwa: «Er hatte eine unwahrscheinliche Geduld, und er hatte eine konsequente Linie [...]. Im Prinzip, also das waren Lebensweichen, die wir Pater [Name] zu verdanken haben.»⁴⁸¹

Auch viele der interviewten ehemaligen Zöglinge, die als Kleinkinder, Primar- oder Realschüler in den anderen Abteilungen in den Klostergebäulichkeiten untergebracht waren, erzählen von positiven Erlebnissen mit Erziehenden, Lehrpersonen oder andrem Personal. In den meisten Fällen handelte es sich um einzelne Personen, die in guter Erinnerung blieben, so etwa ein Gärtner oder eine Angestellte in der

Wäscherei oder in der Küche. Sie hätten einen netten, freundlichen oder liebevollen Umgang mit dem Betreffenden oder mit allen Zöglingen gepflegt. Ein Ehemaliger erzählt von einer Schwester, die «ganz nett» gewesen sei und ihm jeweils die von der Feldarbeit blutenden Füsse verbunden habe.⁴⁸² Ein anderer berichtet, der Direktor sei ihm gegenüber «immer freundlich» und «anständig» gewesen.⁴⁸³ In sehr guter Erinnerung blieb einer Ehemaligen auch eine Kindergärtnerin: «Das ist eine tolle, ganz eine herzige, junge gewesen, [...] und die war zu uns sehr gut. [...] das sind gute Erinnerungen gewesen, schöne.»⁴⁸⁴ Dieselbe Interviewte konnte zudem zu ihrer ehemaligen Säuglingsschwester eine besondere Beziehung aufbauen. «[D]ie Liebe, die sie ausgestrahlt hat mir gegenüber, das ist für mich das Unvergessliche.»⁴⁸⁵ Die Wärme und Zuwendung, die sie bei dieser Frau erfuhr, habe ihr über die späteren schweren Zeiten im

«[...] die Liebe, die sie ausgestrahlt hat mir gegenüber, das ist für mich das Unvergessliche.»

475 Bericht Z 6. Vgl. auch Interview Z 20, Z. 466–474, wo ein anderer Pater von einem ehemaligen Zögling, der sonst überwiegend schlechte Erfahrungen machte, als «fair» bezeichnet wird.

476 Interview Z 20, Z. 466–468; Interview Z 12, Z. 1091–1094: « [...] das war der, der noch ein bisschen Mensch gehabt hat dort hinten und ein bisschen Farbe. Die anderen waren so Leichensäcke.»

477 Interview Z 12, Z. 297–309.

478 Interview Z 10, Z. 304–305.

479 Interview Z 13, Z. 133–145.

480 Bericht B 6.

481 Interview Z 13, Z. 208–211.

482 Interview Z 5, Z. 28–33.

483 Interview Z 18, Z. 308–309.

484 Interview Z 15, Z. 1016–1018.

485 Interview Z 15, Z. 1032–1033.

Heim hinweggeholfen. Solche sehr direkten und intensiven Erfahrungen der Geborgenheit, Anteilnahme, Zuneigung und Herzlichkeit sind indes selten und betreffen vor allem damalige Kleinkinder.

Auch eine spezielle Förderung durch einen Lehrer oder Erzieher erlebten einige im Kinderheim, und sei dies nur vorübergehend. So erhielt beispielsweise ein Mädchen vom Direktor persönlich Musikunterricht, weil dieser realisiert hatte, wie begabt es war.⁴⁸⁶ Ein Interviewter berichtet, dass er als Knabe in der Primarschule von einem Lehrer stark gefördert wurde, ebenso ein Mädchen, das in der Schule durch seine Intelligenz aufgefallen war.⁴⁸⁷ Ein weiteres Mädchen, das gerne in die Welt der Bücher eintauchte, durfte in den 1950er-Jahren in der Bibliothek im Beisein von Erwachsenen ein Buch über griechische Mythologie lesen.⁴⁸⁸ Förderung auf die eine oder andere Weise blieb im Kinderheim, im Gegensatz zum Sekundarschulinternat, aber eher die Ausnahme.

«Er mochte mich sehr gut, [...] hat mich überall bevorzugt [...].»

Einige Interviewte erzählen zudem von unterschiedlichen Behandlungsweisen und Bevorzugung einzelner Zöglinge durch gewisse Erziehungspersonen. Ein Ehemaliger beispielsweise, der in den 1970er-Jahren im Kinderheim war, berichtet von einem Lehrer, der habe «gewisse Kinder [gehabt], die er einfach extrem gerne hatte, die er gefördert hat, also sei es Velofahren, sei es im Turnen, ich weiss nicht, nach was für einem Schema».⁴⁸⁹ Eine Interviewte, die in den 1940er- und 1950er-Jahren im Kinderheim war, erzählt von einer Abteilungsleiterin, die ebenfalls ihre Lieblingskinder hatte, «also denen ist nie etwas passiert, nie – zwei, drei kann ich mich mit Namen noch erinnern, die hat sie verhätschelt

und <verbäbelet> und – die waren auch immer bei ihr».⁴⁹⁰ Ein Interviewter, der in den 1970er-Jahren das Sekundarschulinternat besuchte, wurde zum offensichtlichen «Liebling» eines Lehrers. «Er mochte mich sehr gut, oder, und – er hat das überhaupt nicht für sich behalten können, in diesem Sinne, oder, sondern hat mich überall bevorzugt, oder, ich war sehr wahrscheinlich intellektuell – äh – ein wenig über dem Durchschnitt, sage ich jetzt einmal [...].»⁴⁹¹

Solche Vorzugsbehandlungen oder auch Sympathiebekundungen konnten vor allem für die davon betroffenen kleineren Kinder äusserst angenehm sein, brachten etwas Wärme in den Heimalltag und beeinflussten diesen positiv. Bei den Ehemaligen des Sekundarschulinternats weckten sie bisweilen zwiespältige Gefühle: Dass man respektiert und gefördert wurde, wusste man durchaus zu schätzen; zumal von den anderen sehr genau und argwöhnisch registriert, wurden Vorzugsbehandlungen zuweilen aber auch als lästig, ja sogar als peinlich empfunden, so dass man sich ihnen möglichst zu entziehen suchte.⁴⁹²

Kaum ein ehemaliger Zögling weiss nicht von positiven Erlebnissen mit Personal zu berichten. Bei manchen überwogen solche Erfahrungen, liessen gar den Heimaufenthalt insgesamt in einem positiven Licht erscheinen. Bei einigen Ehemaligen des Sekundarschulinternats und insbesondere bei Ehemaligen des Kinderheims, unter denen die meisten Interviewten den Heimaufenthalt vorwiegend negativ beurteilen, vermochten positive Erfahrungen mit einzelnen Angestellten das von negativen Erinnerungen überschattete Gesamtbild jedoch nur bedingt aufzuhellen.

486 Interview Z 15, Z. 157–166, Z. 238–242 und Z. 1956–1960.

487 Interview Z 18, Z. 101–105; Interview Z 19, Z. 494–506.

488 Interview Z 4, Z. 773–777.

489 Interview Z 14, Z. 79–81.

490 Interview Z 15, Z. 501–504.

491 Interview Z 12, Z. 265–269.

492 Interview Z 12, Z. 264–286.

2.2 Seelische Misshandlung und emotionale Kälte

Neben Hinweisen zu (Körper-)Strafen und sexuellem Missbrauch finden sich in den Quellen, insbesondere in den Interviews, viele Hinweise auf seelische Misshandlungen und emotionale Kälte, die sich beispielsweise in Diskriminierung, Vernachlässigung, fehlender Zuneigung, Abwertung, geringer Unterstützung, Nötigung, Demütigung oder Ablehnung durch Erziehende manifestieren konnten. Für solche enorm prägenden Erlebnisse findet man oft kaum Worte. Deshalb soll im Folgenden ausführlich aus den Quellen zitiert werden. Deren umgangssprachliche und oft stockende Ausdrucksweise macht die Sprachlosigkeit ob der Erlebnisse sichtbar, benennt jedoch die wunden Punkte des Systems und gewisser Erziehender überraschend und erschreckend deutlich.

«[...] aber viel schlimmer war einfach die wahnsinnige Kälte.»

Exemplarisch für viele Heimerfahrungen ist die folgende Schilderung einer Ehemaligen: «Es gab eine Heimordnung. Und eine sehr rigide. Also man durfte nicht selbst raus ins Freie, hinter einem ist die Türe immer gleich zugegangen, wenn man reingekommen ist. Die ist ins Schloss gefallen, die durften wir nicht selbst öffnen. Es gab – es gab wahnsinnige Regeln. Also, man durfte nichts essen, wenn man Früchte rüsten ging, es wurde immer aufgepasst wie ein ‹Häftlimacher›. Klar, wenn alle gegessen hätten, wäre wahrscheinlich nicht viel übrig geblieben (lacht). Aber – und – es gab keine Privatsphäre. – Es gab ganz strenge Regeln, wenn man, wenn man, wenn eins in die Hosen gemacht hat oder so. Dann musste es das selbst auswaschen und dann in die Wäscherei brin-

gen und sich dort entschuldigen, dass einem das passiert ist. Das ist eine menschliche Sache, das kann passieren. Wir hatten eine – äh – eine ganz strenge Überwachung, wenn man auswärts ging, also wenn man laufen ging, auch wenn man nur im Wald war, also Freiheiten gab es null. Null. Wirklich null. Man hatte ganz harte Bestrafungen, das waren einfach Überreaktionen, also für Kleinigkeiten mit Essensentzug, das war noch eine von den leichtesten, da konnte man noch darüber hinwegsehen, meistens hat dann ein ‹Gschpänli› doch noch ein Stückchen Brot oder irgendetwas gebracht, aber viel schlimmer war einfach die wahnsinnige Kälte. Und, dass man wirklich Einzelkämpfer war. Dass man sich selbst wehren musste und dass man dauernd wieder eins aufs Dach bekommen hat. Wenn man sich selbst wehrte, dann gab das wieder eine Spirale, man wurde wieder bestraft und wieder bestraft, man konnte nicht – man war wie in einem Hamsterrad. Eine Reaktion gab wieder eine Reaktion. Eine Aktion auch immer – immer auch eine Reaktion, also es war – man hatte wirklich keine Möglichkeit – sich – sich zu wehren. Es war nicht möglich. Wenn man zum Direktor ging, diese Erfahrung habe ich ja gemacht, dass es dann noch viel schlimmer wird. [...] Man hat das dann nicht mehr gemacht. Man hat sich untereinander ausgetauscht, aber meistens kam dann ‹ja weisst du, da kann ich nicht helfen, sonst bekomme ich eins aufs Dach›.»⁴⁹³

Viele Ehemalige berichten – wie die hier ausführlich zitierte – von einer allgemeinen Lieblosigkeit und dem Gefühl der Hilflosigkeit und des Alleingesessenseins. Die gepredigte christliche Nächstenliebe stand denn auch für einige Interviewte in einem Widerspruch zur gelebten Umsetzung: «Immer die Pfarrer, die Pater und die, die haben sich recht zur Wehr gesetzt, das ist das, was mich noch lange be-

493 Interview Z 4, Z. 701–729.

schäftigt hat in der Kirche, wie man das alles nach aussen, das Rom und das ganze ‹Zeugs›, und das Liebe und Anständige, und sie helfen dir, und sie machen das für dich und so, und dabei ist das wie, äh, eine Wand, äh, wie ein, äh, Kleid oder eine Fassade, wie man das, ich weiss nicht, wie ich das ausdrücken soll, wird das alles nach aussen dargestellt, und innen [...].»⁴⁹⁴ Oder eine andere Interviewte: «Das hat mich eben auch immer so geärgert, sie [die Schwestern] sind immer beten gegangen. [...] Und kaum waren sie auf der Abteilung, haben sie einem die Strafen ausgeteilt.»⁴⁹⁵

Die praktizierte Betriebskultur, die «rigide Heimordnung», die die Verantwortlichen entwickelten oder weiterführten und die von deren Werthaltung geprägt war,⁴⁹⁶ war bis weit in die 1960er-Jahre hauptsächlich auf Gehorsam und Ordnung ausgerichtet und orientierte sich kaum an den Bedürfnissen der Kinder, auch wenn sich verantwortliche Erziehende laut schriftlichen Zeugnissen immer wieder für ein Eingehen auf die Kinder ausgesprochen hatten. Ein Ehemaliger schildert seine Eindrücke von der Heimordnung so: «Es ist also für einen Menschen, wenn du dort bist und das mitmachst und darfst gleichwohl nie etwas sagen, du musst einfach den Mund halten, denn sonst bleibst du länger in dieser Anstalt. Für mich war das damals eine Anstalt, und du kannst nicht mehr nach Hause, oder, während Jahren.»⁴⁹⁷ Der Handlungsspielraum der Kinder war stark eingeschränkt, und Fehlritte waren rasch begangen. Angst und Anspannung waren so ständige Begleiter vieler Interviewter: «Also diese Kirche – [...] es war ‹uh› (extrem) kalt. Und dann hast du – hättest du aufs WC müssen, hast dich nicht getraut, wusstest, du bekommst Schläge, und wenn du gegangen bist, bekamst du auch Schläge, weil du gegangen bist. Du warst immer als Kind so hin und her gerissen: soll ich jetzt in die Hosen machen (lacht) oder – ja – es war einfach – man war immer in der Angst – es war einfach – die Angst, die

hat mich da im Nacken immer verfolgt, oder. Immer unter Druck.»⁴⁹⁸

«Ich habe mich einfach zurückgezogen in ein Ecklein, wo ich allein war. [...] das war eigentlich das härteste. Ich hatte niemanden.»

Die Atmosphäre im Heim erlebten viele Befragte als lieblos und kalt, auch dann, wenn mit einzelnen Angestellten positive Erfahrungen gemacht wurden. Viele bekamen kaum oder gar keine Zuwendung. Eine Interviewte erzählt, sie habe «keine Wärme – keine Liebe – kein gar nichts» bekommen.⁴⁹⁹ Ein anderer erinnert sich, wie er sich selbst zu trösten versuchte: «Ich habe mich einfach zurückgezogen in ein Ecklein, wo ich allein war. [...] (schluchzt) Das war eigentlich das härteste. Ich hatte niemanden.»⁵⁰⁰ Eine weitere Ehemalige erlebte ebenfalls keine Zuwendung: «Nein. Null. Nein. Man wurde nie – äh – getröstet. Das war – das war ein Fremdwort. Im Gegen teil. Du hast noch eine bekommen, wenn du einmal – irgendwie – nein, das hat – das war ein Fremdwort.»⁵⁰¹ Einzig einmal habe sie vom Direktor einen Mohrenkopf erhalten statt «Schimpfe», das einzige schöne Erlebnis ihrer ganzen Kindheit im Heim: «[...] das ist natürlich unvergesslich und wird so bleiben, und als ich heruntergekommen bin, hat dann [Name der Oberin] gefragt – äh –, was er gesagt hat, oder

494 Interview Z 8, Z. 381–387.

495 Interview Z 15, Z. 1708–1711.

496 Vgl. oben Kapitel II Das katholische Milieu und die Klosterwiedereröffnung.

497 Interview Z 8, Z. 45–48; vgl. auch Interview Z 7, Z. 60–70.

498 Interview Z 1, Z. 49–58.

499 Interview Z 17, Z. 570.

500 Interview Z 6, Z. 574–577.

501 Interview Z 1, Z. 241–246.

– was er – oder –, man hat es ihr schon angesehen, und dann habe ich gesagt, er habe fest geschimpft. Das weiss ich noch, dass ich sie angelogen habe. Ich dachte, ja nein, ich kann jetzt nicht sagen, ich habe einen Mohrenkopf – (lacht). Aber ich war damals so – ja – der war so lieb zu mir, einfach, weisst du, so, auch nett geredet mit mir und so, das saugt man auf und – äh – ja, wirklich.»⁵⁰²

Von einem als herzlos empfundenen Verhalten einer Erzieherin wird auch im Folgenden berichtet: «Wir hatten auch ein – Geburtstagszimmer, [...] und in der Mitte ein Korpus, und hinten stand dann da die Schwester, und du durftest am Geburtstag dort hin. Und dann nachher sagte sie «was hätttest denn du gerne», und dann – ich hätte immer gern so ein Autöli gehabt – ich hatte das irgendwo einmal bei einem gesehen, ein Autöli. Und dann nachher habe ich eben gesehen, dass es auf diesen Gestellen so Sachen hat, [...] es sind – es war wie ein Laden, es war voller neuer Sachen. Und dann sagte ich, ja, das hätte ich halt gerne, oder, und dann hat sie es mir hingestellt und auch ein bisschen laufen lassen, [...] und ich habe [...] so Freude gehabt, und dann sagte sie «nimm gescheiter ein Paar Kniesocken» und hat dieses Autöli wieder weggenommen.»⁵⁰³ Ein Paar neue Schuhe erhielt diese Ehemalige nie, obwohl im Schuhlager lauter neue Schuhe aufbewahrt wurden.⁵⁰⁴ Auch in den 1960er-Jahren erhielt eine Ehemalige keine Zuwendung, obgleich sie die Abteilungsschwester als eigentlich «nicht eine Schlechte» erlebte: «Es war einfach immer eine Distanz da. Immer.»⁵⁰⁵ Ein Ehemaliger erlebte dies noch um 1970: «Wir hätten alles andere gebraucht als Schläge. Wir hätten einmal ein bisschen Liebe gebraucht. Und die Liebe, die er uns – oder die er mir gegeben hat, auf die hätte ich verzichten können.»⁵⁰⁶

Hinzu kam das Gefühl der Wertlosigkeit, das Erziehende gewissen Kindern bis in die 1970er-Jahre vermittelten: «Eigentlich jeder Akt, der dort gelaufen ist, [...] hattest du das Gefühl, ja, du hast es nicht

besser verdient, ja.»⁵⁰⁷ Oder, wie ein Ehemaliger über seine Zeit in Fischingen um 1960 meint: «Wissen Sie, wenn sie von einem Menschen nie ein anständiges Wort bekommen, überhaupt, sie haben die ganze Jugend durch nie einmal gehört, «du bist ein guter, dich hat man gern». [...] nie gehört, oder.»⁵⁰⁸ Ein weiterer Ehemaliger berichtet von einem Lehrer, der das Heimkind gar nie beim Namen nannte, sondern nur mit «Klumpfuss» oder «Schwab» ansprach.⁵⁰⁹

Ein anderer spricht von «Seelenmord», der für ihn das Schlimmste war: «Es war ja nicht nur der sexuelle Missbrauch, das ist ein Teil, ich glaube, das hat mir weniger geschadet als der psychische Missbrauch. Weil, wenn du jeden Taghörst, du bist sowieso für nichts gut, sonst hätten die Eltern zu dir geschaut [...] und das macht dich mehr kaputt über Jahre, dass – irgendwann geht es einfach in den Kopf hinein, und dann meinst du, wenn du es daheim auch noch hörst, es gäbe dich besser nicht. Dann reicht es dir dann irgendwann. [I]ch glaube, das ist schlimmer, ja. [A]ber einfach der Seelenmord, der begangen wurde, war auf allen Ebenen.»⁵¹⁰ Ein Ehemaliger, der in den 1970er-Jahren im Heim war, berichtet, dass ihn sein Lehrer, dem er sein Kopfweh klagte, mit den Worten abkanzelte: «Ja, so ein Grind muss einem ja wehtun.»⁵¹¹ Ein anderer, der gerne Jura studiert hätte, schulisch jedoch trotz guter Leistungen keine Förderung erfuhr und schliesslich von seiner Heimatgemeinde aus auch keine Lehre absolvieren durfte, erzählt, wie er aufgrund seiner Herkunft diskreditiert

502 Interview Z 1, Z. 553–560.

503 Interview Z 1, Z. 81–92.

504 Interview Z 1, Z. 98–111.

505 Interview Z 9, Z. 383–402.

506 Interview Z 11, Z. 648–650.

507 Interview Z 11, Z. 777–779.

508 Interview Z 7, Z. 403–405.

509 Interview Z 5, Z. 23–28.

510 Interview Z 11, Z. 315–327.

511 Interview Z 14, Z. 287.

wurde: «[M]an hat einfach nur immer das Gleiche gehört, «Du bist ein «Dubel»», «Du bist ein versoffener Hund» oder so.»⁵¹²

Auch von Nötigungen und Drohungen berichten Ehemalige. Einer wurde unter Androhung von Strafen und der Versetzung nach Knutwil, einem Erziehungsheim für männliche Jugendliche im Kanton Luzern, von einer Schwester gezwungen, verschimmeltes Brot zu essen.⁵¹³ Ein Knabe mit einem Klumpfuss musste barfuss über Strohstöppeln laufen und erlebte zusätzliche Diskriminierung durch einen Lehrer: «Im Sommer mussten wir barfuss laufen, oder, und das ist das Schlimmste für meinen Fuss. [...] Und dann, wenn wir ins Feld hinaus sind, dann habe ich meinen Fuss immer verstochen, oder, und dann [...] eine Schwester [Name], die war also ganz nett, die hat immer Ding – meinen Fuss verbunden, und wenn ich in die Schule kam, der Lehrer, zuerst geschaut, oder, und dann musste ich [den Verband] wieder wegnehmen, oder. Er sagte immer «einen Schwaben verbindet man nicht», oder.»⁵¹⁴

Um 1960 war für einen weiteren Ehemaligen eines der schlimmsten Erlebnisse, wie ein Lehrer ihn zwang, mit offenen Schuhen durch Schnee und Eis zu waten, bis die Füsse zu «Eisklumpen» gefroren waren: «Ich weiss noch, als wir nachher wieder auf den Heimweg sind, konnte ich keinen Schritt mehr gehen. Jetzt war ein – ein Fräulein dabei, [...] die hatte Erbarmen mit mir und hat mich auf den Schlitten genommen und heimgezogen ins Kinderheim. Und im Kinderheim, als wir angekommen sind, die Schuhe auszuziehen, war völlig undenkbar. Das war ein Eisklumpen in beiden Schuhen. Ich musste dann im Schulraum an die Heizung, das war so ein Radiator, Zentralheizung damals schon, und musste dann dort zuerst diese Eisklötzte auftauen, damit ich überhaupt wieder aus den Schuhen konnte. Und das hat brutal weh getan, [...]. Und Schwester [Name] wusste nichts Besseres, als mir noch «wüst zu sagen» dafür. Das ist – äh – ein unvergessliches Erlebnis. Das werde ich nie mehr vergessen.

Ich sage heute noch, brutaler hätte man nicht sein können zu mir. Und ich frage mich noch viel, mit was habe ich das überhaupt verdient.»⁵¹⁵

Auch von jähzornigen oder sadistischen Zügen von Erziehenden berichten Ehemalige: Da wurde durch einen Pater die Hand von Zöglingen schmerhaft zusammengepresst oder ihnen der Kopf einer Python überraschend vors Gesicht gestreckt.⁵¹⁶ Von einer Schwester erzählt eine Interviewte aus den 1960er-Jahren, dass diese jeweils mit einem Schlauch «unkontrolliert» auf sie einschlug. Sie sei oft so geschlagen worden, «dass mir der «Schnuf» fast ausge setzt hat, dass ich nicht mehr «schnufen» konnte, oder».«⁵¹⁷ Einmal, als sie der Schwester dabei ins Gesicht sah, dachte sie: «Die ist wie von Sinnen, die schlägt einfach blindlings zu, oder.»⁵¹⁸ Auch als sie einmal ohnmächtig wurde, schlug die Schwester weiter auf sie ein. «[S]ie hat nicht aufgehört, sie hat nicht einmal gemerkt, dass ich gar nicht einmal mehr da bin, oder.»⁵¹⁹ Eine andere schildert einen Vorfall mit einem Aushilfslehrer, der «immer ganz rot angelau fen» sei, «wenn er «verrückt» gewesen ist». Einmal schlug dieser einen Schüler blutig, «er hat nicht mehr geschaut, wohin, [...] ich hatte solche Angst – [...] das war für mich ein ganz schlimmes Erlebnis».«⁵²⁰ Dass «man» davon wusste, und sei es nur vom Hörensagen, daraufhin deutet der folgende Eintrag im Diarium des damaligen Direktors über einen Pater: «P.

512 Interview Z 16, Z. 407–408.

513 Interview Z 6, Z. 524–537 (verschimmeltes Brot) und Z. 62–76.

514 Interview Z 5, Z. 28–35. Der betreffende Zögling hatte die ersten Lebensjahre in Deutschland verbracht und sprach deswegen nicht Schweizerdeutsch.

515 Interview Z 6, Z. 90–107.

516 Interview Z 12, Z. 363–365.

517 Interview Z 19, Z. 265–266.

518 Interview Z 19, Z. 495–496.

519 Interview Z 19, Z. 279–280.

520 Interview Z 15, Z. 748–767.

[Name] hat meinen Vorschlag systematisch sabotiert und den Beschluss der Konferenz spürbar mit einer heimlichen Schadenfreude aufgenommen, sodass mir plötzlich klar wurde, weshalb gewisse Schüler ihn immer wieder als Sadisten apostrophieren (wie kürzlich eine anonyme Karte auswies, die an seine Adresse gerichtet war). Die Angelegenheit hat mich tief verletzt.»⁵²¹

Die abgeschottete und verschlossene Situation des Heims, wie sie von einer Ehemaligen aus den 1940er-Jahren eindrücklich geschildert wird, war dem späteren Leben wenig förderlich, denn selbst alltägliche Dinge blieben den Kindern unbekannt: «Also, wir waren zum Beispiel noch nie in einem Laden, oder, wir hatten nie Geld, wir hatten null Ahnung. Und – das kann man sich fast nicht vorstellen, wie das ist. [...] zum Beispiel hatte ich einen Lehrer, der war ein ganz lieber, der mochte mich auch gut, und dann hätte ich eine Rechnung lösen sollen, und dann habe ich den Rank nicht gefunden, und dann hat er gesagt ‹komm einmal nach vorne›. Und dann hat er das Portemonnaie ausgeleert, und dann musste ich da addieren, und dann kam ein Fünfziger. Und ich ‹was ist denn das?›, oder, und den in die Hand genommen und dann, ja, ½ Franken, oder – und die anderen Kinder haben natürlich alle gelacht, oder, ich wusste nicht, dass das ein Fünfziger ist. [...] Das sind einfach Sachen, wo wir nachher unheimlich darunter gelitten haben, weil, ich kam dann auch in die ‹Förder›, und meine Schwester musste sogar in die Spezialklasse, und erst später habe ich mich dann so langsam erholt, dass ich wieder zurückkam in die normale Klasse, oder.»⁵²²

2.3 Strafen und Gewalt

Hinweise auf Strafen und Gewalt finden sich in schriftlichen wie mündlichen Quellen reichlich, weshalb hier lediglich ein summarischer Überblick gebo-

ten werden kann. In erster Linie sollen die verschiedenen Formen von Strafen und Gewalt zur Sprache kommen. Es interessieren aber auch die Reaktionen auf diese Strafen und Gewaltanwendungen, sei es vonseiten der Erziehenden oder Aussenstehender. Kurz eingegangen wird auch auf die zeitgenössischen Auseinandersetzungen zum Thema unter den Erziehenden, auf die Haltung einzelner Erziehender hinsichtlich Strafen und darauf, wie die ehemaligen Erziehenden die eigene Prägung diesbezüglich reflektieren. Zum Schluss sollen zwei Fallbeispiele zur Veranschaulichung gebracht werden. Festzuhalten ist auch an dieser Stelle, dass die Informationen zu einzelnen Erziehenden widersprüchlich sind. Dies könnte darauf hindeuten, dass sie sich je nach Kind unterschiedlich verhielten oder unterschiedlich wahrgenommen wurden oder dass sie vielleicht ihre Erziehungsmethoden im Lauf der Zeit änderten. Auch ist eine Entwicklung der Strafmaßnahmen über den untersuchten Zeitraum hinweg zu beobachten. Körperliche Strafen bilden jedoch eine auffällige Konstante und wurden von weltlichen wie geistlichen Erziehenden, Lehrpersonen und Fachpersonal bis weit in die 1970er-Jahre, wenn auch mit abnehmender Tendenz, angewendet.

Im Heim waren verschiedenste Formen von Strafen üblich, die nicht körperlicher Art waren. Eine weniger häufig erwähnte, weil wohl als selbstverständlich und als weniger schlimm empfundene Strafform war, dass die Kinder weitere Ämtli wie Putzen, Küchen- und Gartenarbeit übernehmen mussten, «für jede Kleinigkeit», wie einer meinte, der jeweils zur Strafe den Korridor einmal oder sogar zweimal hintereinander mit einer Bürste fegen musste.⁵²³ Das «Wichsen» der Treppe beispielsweise beobachtete

521 KAF, Diarium P. [Name] 20.10.1972–01.06.1977: Eintrag vom 20.08.1974.

522 Interview Z 1, Z. 188–208.

523 Interview Z 20, Z. 583–590.

ein Praktikant als verbreitete Strafe bis Mitte der 1970er-Jahre.⁵²⁴ Eine weitere Strafmaßnahme bestand darin, dass die Erziehenden Außenkontakte unterbanden. Das konnten Besuchsverbote,⁵²⁵ Ferientzug⁵²⁶ oder in den späteren Jahren auch Ausgangsverbote⁵²⁷ sein, aber auch, dass Pakete nicht an die Kinder weitergeleitet wurden.⁵²⁸ Auch Sprechverbote wurden ausgesprochen.⁵²⁹ Bei Jugendlichen kam es auch vor, dass sie von ihnen verursachte Schäden bezahlen mussten.⁵³⁰ Religiöse Strafen wie das Vater-Unser-Beten wurden in der Anfangszeit vereinzelt verhängt, waren aber bei der Anstaltsleitung und der Oberin schon damals verpönt und wurden als nachteilig für den Glauben der Kinder eingeschätzt.⁵³¹ Aber auch noch Ende der 1960er-Jahre konnte ein Rosenkranz-Beten als Kollektivstrafe verhängt werden.⁵³²

Freiheitsstrafen sind über einen grossen Zeitraum hin belegt. Sie wurden meist wegen Ungehorsam verhängt, zum Beispiel wenn die Kinder weg liefen, wenn Mädchen und Buben sich heimlich trafen oder wenn sie angeblich besonders frech waren. Die Erziehenden sperrten die Kinder und Jugendlichen in einen Raum ein, meist in das Arrestlokal, auch «Karzer» oder «Kämmerli» genannt. Es konnte aber auch ein kalter Schlafsaal, die Besenkammer oder die Waschküche sein.⁵³³ Erstmals schriftlich überliefert ist die Existenz eines spezifischen Arrestlokals 1939 in der Festschrift zum 60-jährigen Jubiläum. Damals war dieser Raum durch einquartierte Soldaten besetzt und somit nicht verfügbar.⁵³⁴ Also war er sicher schon davor im Einsatz. Bis ungefähr 1970 mehrfach überliefert ist auch ein speziell angefertigter Holzverschlag in einem Estrichraum.⁵³⁵ Bis Anfang der 1960er-Jahre erlebten die interviewten Ehemaligen auch das Einsperren in einen Keller oder in eine fensterlose Kammer neben dem Speisesaal.⁵³⁶ Diese Arrestzimmer waren kaum bis gar nicht möbliert.

Trotz unterschiedlicher Räume war dieser Praxis gemeinsam, dass die Kinder in vielen dieser Lokale im Dunkeln sassen und während ihres Aufenthalts von

wenigen Stunden bis mehreren Tagen weniger zu Essen erhielten.⁵³⁷ «Und ich weiss auch von anderen, die dort drinnen waren, die waren nachher völlig verstört, ich wahrscheinlich auch. Und es war aber dunkel dort drin», erinnert sich eine Ehemalige über diese Praxis um 1950.⁵³⁸ Ein anderer Interviewter beschreibt die Dunkelhaft folgendermassen: «[E]in fensterloses Zimmer, dunkel, ohne Licht, ohne Nichts. Du bist einfach im Dunkeln gehockt.»⁵³⁹ Ein weiterer Zögling erinnert sich an ein solches Erlebnis nach einer Flucht: «Da haben sie mich zurückgebracht nach Fischingen. Dort hat man mir die Haare glatt vom Kopf abrasiert, zur Strafe, und eingesperrt, zwei Wochen, ins Mat-

524 Interview E 7, Z. 283–292; Hinweise zu Ämtli als Strafen in Interviews E 1, E 3, Z 8, Z 20; aber auch in AIM, Fischingen, 1943–1955, V.1.6, Nr. 45.2: Schreiben vom 19.05.1953.

525 StATG 8'943, 6.2.1/903: Bericht von 1956.

526 StATG 8'943, 6.2.1/1609: Schreiben vom 22.09.1950.

527 Interview E 7, Z. 283–292.

528 Interview Z 8, Z. 435–440; StATG 8'943, 6.2.1/1248.

529 Interview Z 15, Z. 804–815.

530 StATG 8'943, 6.2.1/932: Zöglings-Blatt, Eintrag vom 13.01.1943. In diesem Fall musste der Jugendliche Äpfel bezahlen, die er gestohlen hatte.

531 AIM, Fischingen, 1880–1921, V.1.4, Nr. 15: Schreiben vom 08.02.1891: «Die Buben fügen sich für den Moment, hinter dem Rücken der Schwestern aber lachen & spotten sie darüber. So wird das Gebet – dieses Haupterziehungsmit tel – den jungen Leuten verhasst gemacht.»

532 Bericht Z 5.

533 StATG 8'943, 6.2.1/1248: Heimbericht über die Zeit vom 26.10.1950–24.11.1951; StATG 8'943, 6.2.1/1329: Schreiben vom 14.01.1966. Hinweise in Interviews etwa bei Z 15, Z. 2.

534 StATG 8'943, 2.2.2/1; Frei/Rubischung, 60 Jahre, S. 29.

535 Hinweise in: Interview Z 19, Z. 181–216; Interview Z 15, Z. 791–798, Z. 2197–2213; Interview Z 20, Z. 155–161, Z. 709–712; Interview Z 6, Z. 112–120.

536 Interview Z 7, Z. 28–30 und Z. 601–603; Interview Z 2, Z. 390–394.

537 Hinweise in Interviews Z 7, Z 11, Z 4, Z 8, Z 6, Z 18.

538 Interview Z 2, Z. 392–394.

539 Interview Z 18, Z. 89–90.

ratzenkämmerlein, bei Hafersuppe und Brot, nur heraus dürfen für auf die Toilette, und als ich zum Matratzenkämmerlein herauskam, hat man mir die Haare wieder glatt abrasiert, in zwei Wochen, weil sie schon ein bisschen nachgewachsen sind, dass die ganzen – äh – Zöglinge, alle vom Kloster gesehen haben, das ist der, der ab ist, oder. Da bist du von den anderen gehänselt und auch noch misshandelt worden.»⁵⁴⁰ Das Scheren der Kopfhaare nach einer Flucht war bis in die erste Hälfte der 1960er-Jahre üblich, wobei davon vor allem Buben betroffen waren.⁵⁴¹ Den Mädchen wurden bis in diese Zeit «einfach ‹zack› da oben an den Ohren durch die Haare abgeschnitten». ⁵⁴²

«Ein Kind[,] das den ganzen Tag in die Schule muss, seine Arbeiten daneben treu verrichtet, um halb 6 Uhr morgens pünktlich beim Ministrieren ist und nun beim Frühstück ein paar Worte schwatzt, soll gleich mit Fasten bestraft werden?»

Der schon erwähnte Essensentzug wird in vielen Quellen genannt und scheint eine weit verbreitete Strafe gewesen zu sein, von der eingefangene und zurückgekehrte Ausreisser betroffen waren, die aber auch bei kleineren Vergehen und nicht selten als Kollektivstrafe verhängt wurde.⁵⁴³ Zeitweise hatte eine Schwester diese Massnahme wohl exzessiv angewandt, wie aus einem klagenden Schreiben der damaligen Oberin an das Mutterhaus zu entnehmen ist: «Was sagen Sie wohl zum Entzug des Essens (nicht eines Desserts), das sich bei kleinsten Verfehlungen häufig wiederholt? Mir scheint es falsch und ich bin bei einer Schwester sehr auf Widerstand gestossen damit. Ein Kind[,] das den ganzen Tag in die Schule muss, seine Arbeiten daneben treu verrichtet, um halb 6 Uhr morgens pünktlich beim Ministrieren ist und nun beim Frühstück ein paar Worte schwatzt,

soll gleich mit Fasten bestraft werden?»⁵⁴⁴ Obwohl hier schon 1953 kritisiert, erinnerten sich Ehemalige, dass Essensentzüge bis Mitte der 1960er-Jahre üblich waren. Auch das Vorenthalten des Desserts war sicher bis damals als disziplinarische Massnahme in Gebrauch.⁵⁴⁵

Körperliche Strafen nehmen in vielen mündlichen Quellen einen breiten Raum ein, wobei auffällt, wie gewalttätig sie oftmals ausfielen und das damalige, in der Gesellschaft breit akzeptierte Mass überschritten. Körperliche Gewalt war in St. Iddazell bei gewissen Erziehenden omnipräsent. Neben Kopfnüssen und Ohrfeigen wird von Schlägen mit Teppichklopfer, Gummiknöpfchen, Peitschen, Schläuchen und Ruten berichtet. Erziehende verabreichten nicht selten auch Tritte.⁵⁴⁶ Ein Ehemaliger berichtet gar von Schlägen mit (Nagel)Holzschuhen ins Gesicht.⁵⁴⁷ Die Kinder mussten auch knien, etwa im Esssaal unter dem Kreuz, teils auf Linealen oder Holzscheiten und mit beladenen, ausgestreckten Armen, bis sie nicht mehr konnten.⁵⁴⁸ Der Kopf eines Ehemaligen wurde in den 1950er-Jahren, wenn er

540 Interview Z 7, Z. 143–150.

541 Hinweise dazu in den Interviews E 5, E 4, E 3, E 2, Z 7, Z 8, Z 1, Z 6, Z 9, Z 17; auch im Kinderdossier StATG 8'943, 6.2.1/1067.

542 Interview Z 9, Z. 199–200.

543 Hinweise dazu in den Interviews E 5, E 1, E 3, Z 4, Z 7, Z 15; auch in den Kinderdossiers StATG 8'943, 6.2.1/597, 794, 995, 1248, 1609.

544 AIM, Fischingen, 1943–1955, V.1.6.45, Nr. 2: Schreiben vom 19.05.1953.

545 Interview E 5, Z. 280; Interview E 3, Z. 427–458.

546 Hinweise zu Schlägen in den Interviews E 5, E 4, E 1, E 3, E 7, Z 7, Z 10, Z 11, Z 4, Z 8, Z 1, Z 6, Z 5, Z 14, Z 9, Z 2, Z 20; Kinderdossiers STATG 8'943, 6.2.1/657, 896, 995, 1302, 1322, 1329, 1598, 1609, 1756.

547 Interview Z 8, Z. 49–61.

548 Zum Knen: Interview Z 7, Z. 114–122; Interview Z 4, Z. 367–373, Interview Z 15, Z. 356–375 und Interview Z 20, Z. 159–161, Z. 722–732; StATG 8'943, 6.2.1/1248; auch Interview Z 2, Z. 85–87.

angeblich jähzornig war, unter Wasser gehalten, bis er keine Luft mehr erhielt. Er wurde dabei von zwei Schwestern festgehalten.⁵⁴⁹ Auch kaltes Abduschen mit einem Schlauch wurde als Strafe bis Mitte der 1960er-Jahre eingesetzt.⁵⁵⁰ Erst um 1970 scheint die gewalttätige Strafpraxis langsam zu verschwinden, besonders in der Sekundarschule. In den übrigen Abteilungen war sie nach wie vor verbreitet, hing aber, wie auch vorher schon, stark von der jeweiligen Abteilungsleitung und den einzelnen Angestellten ab.

Aus unzähligen Beispielen sollen hier nur einige zitiert werden. Eine Ehemalige erinnert sich an Erlebnisse aus den 1940er-Jahren: «Und dann habe ich einmal unter dem Nussbaum – und meine Kolleginnen auch – haben wir zwei, drei Nüsse gefunden, und dann sind wir ins WC hinauf [...] und jedes ist ins WC hinein, in ein anderes, und dann die – die Nüsse auf – aufgeschlagen, und als ich herauskomme, steht natürlich diese [Name der Schwester] dort, oder, und packt mich, und dann konnte die so schlagen wegen dieser Nüsslein, oder, sie hat einfach – ja, ich weiss es nicht – nein, da gibt es einfach keine Worte dafür.»⁵⁵¹ Ein anderer Interviewter erzählt von Schlägen eines Paters in den 1960er-Jahren. «[D]ie Aufsicht in diesem grossen Speisesaal hatte der Schlägerpater – und der – der – er war ja ein richtig Gewalttägiger – der hat – wegen Kleinigkeiten hat er Kopfnüsse verteilt oder hat – äh – mit einem Stecken, den er hatte, hat er dir eins auf die Finger gehauen – oder – äh – bei mir, in meinem Fall, einmal, hat er an den Haaren gerissen und hat einen richtig dicken Büschel ausgerissen. Das Loch ist heute noch vorhanden, da. Es wachsen keine Haare mehr nach dort. – Und – äh – ja, er hat mir die Kopfhaut alles abgerissen, oder, ja, gewütet wie eine Sau.»⁵⁵² Der Interviewte erzählt, dass die übermässigen, brutalen Schläge des Paters im Esssaal vom übrigen anwesenden Personal stillschweigend toleriert worden seien.⁵⁵³

Ein weiterer Ehemaliger berichtet über die

Schläge eines Paters in den 1960er-Jahren: «Er hat sehr geschlagen, er hat sehr gern mit – mit dem Gurt dreingeschlagen. Sie hatten ja da diese breiten Gurte, oder, und er hat sehr gern mit diesem dreingeschlagen, oder. Und dann hatte es natürlich noch andere Mittel. Man hatte dort Meerrohrstecken – zum Dreinschlagen.»⁵⁵⁴ Eine Ehemalige, die bis 1965 in Fischingen war, berichtet, dass Patres wie Schwestern unter ihren Gewändern Gummiknüppel trugen, von denen sie bei jeder Gelegenheit Gebrauch machten: «Ein richtiger Gummiknüppel. Und der war – der war massiv, wenn man ihn erwischt hat.»⁵⁵⁵ Ein Ehemaliger, der den Umzug in den Chilberg miterlebte, berichtet ausserdem über die 1970er-Jahre, dass, obwohl er sich mit seiner weltlichen Abteilungsleiterin mehrheitlich gut verstand und sie mochte, auch diese heftig zuschlug: «Ich kann es nicht sagen, wieviel, aber [...] die hat dann ab und zu recht ausgeholt. Also dann eine flache Hand, grad ins Maul hinein, grad an die Nase, und dann hast du geblutet wie eine Sau.»⁵⁵⁶

Auch in der Schule schlügen einzelne Lehrpersonen häufig und heftig zu.⁵⁵⁷ Eine Ehemalige beispielweise erinnert sich: «Der Lehrer [...], der hat so mit den Buben – so schlimme Sachen gemacht. Die haben, wenn sie irgendetwas nicht kapiert haben oder so, oder auch zu spät gekommen sind, mussten sie – äh – einen runden Rücken machen, so bücklings, so, und dann hat er mit einem so viereckigen Stab

549 Tages-Anzeiger, 23.10.2012.

550 Interview Z 9, Z. 414–415.

551 Interview Z 1, Z. 140–147.

552 Interview Z 18, Z. 71–78.

553 Interview Z 18, Z. 78–85.

554 Interview Z 6, Z. 411–414.

555 Interview Z 9, Z. 4–5 und Z. 368–369. Dass ein Pater Zöglinge beim Baden mit einem Gummischlauch traktierte, wird auch berichtet in Interview Z 20, Z. 47–51, Z. 87 f.

556 Interview Z 14, Z. 162–165.

557 Hinweise in den Interviews E 7, Z 1, Z 5, Z 6, Z 7, Z 11, Z 15, Z 16 sowie in STATG 8'943, 6.2.1/871, 1302, 1564, 1248.

über – über den Rücken geschlagen.»⁵⁵⁸ Ein Ehemaliger, dessen Hände heute noch wegen der Schläge eines Fischinger Lehrers in der Beweglichkeit eingeschränkt sind, berichtet das Folgende: «Er [der Lehrer] hat auch immer Schläge ausgeteilt, oder. Also nicht nur mir, auch anderen, oder. Einfach je nach Lust und Laune, oder. Und wenn ein Stock zerbrach, den er hatte, dann ist er auch, in der gleichen Stunde ist er in den Wald hinauf. Wir hatten ja gerade den Wald nah dran. Ist er dort hinauf, wieder einen Stecken holen, oder. [E]ntweder teilte er Tatzen aus, oder, auf die – also auf die Hände, oder dann, wenn er richtig durchdrehte, dann schlug er einfach kreuz und quer. Aber immer von hinten. Nie von vorne.»⁵⁵⁹ Aus den 1970er-Jahren überliefert ein Ehemaliger, dass damaliges Fachpersonal die Kinder heftig schlug. So berichtet er über einen stotternden Jugendlichen, der von der Logopädin in der Sprachschule «dermassen zusammengeschlagen [wurde], das können Sie sich nicht vorstellen».«⁵⁶⁰

«[...] wenn er richtig durchdrehte, dann schlug er einfach kreuz und quer.»

Diese Körperstrafen, ob in der Schule oder im Heim erteilt, wurden von vielen Betroffenen als sehr gewalttätig und willkürlich erlebt. Zudem erzählen viele, dass bereits bei kleinen Vergehen Strafen verhängt wurden. Doch wehren konnten sich die Kinder und Jugendlichen kaum. Einige Kinder flohen deswegen aus dem Heim, was sicher bis 1968 gelegentlich vorkam.⁵⁶¹ Einzelne versuchten, Widerstand zu leisten, und auch von Angehörigen und Aussenstehenden sind kritische Interaktionen überliefert.⁵⁶²

In einigen Interviews wird von unterschiedlichen Behandlungsweisen durch gewisse Erziehungs Personen berichtet. Einige Interviewte erzählen von

einzelnen Angestellten, die ihre Prügelknaben hatten, denen sie sehr oft Strafen und Schläge erteilten. Einer berichtet etwa, ein Lehrer habe jeden Morgen denselben Knaben verprügelt. «Es gab einen Lehrer, der hat immer den gleichen Schüler am Morgen früh abgeschlagen. Das war das erste am Morgen – in meiner Klasse war der. Wenn der am Morgen zur Türe hereinkam, zur Schultüre, bekam er grad einmal eine Tracht Prügel. [E]s war der Kleinste in der Klasse [...].»⁵⁶³ Ein anderer berichtet über seine Abteilungsleiterin: «Die hatte mich so auf dem ‹Pik›, [...] ich bekam jeden Tag Schläge von ihr.»⁵⁶⁴ Auf Zusehen seines Vormunds konnte er schliesslich die Abteilung wechseln. Eine andere Interviewte, die in den 1940er- und 1950er-Jahren im Kinderheim war, erzählt, sie sei von einer Abteilungsleiterin fast täglich für Kleinigkeiten unverhältnismässig hart bestraft worden, neben wenigen anderen Kindern der Abteilung, alles «Zigeunerkind».«⁵⁶⁵ Diese Schwester habe aber auch ihre Lieblingskinder gehabt, denen sei «nie etwas passiert [...].»⁵⁶⁶ Eine weitere erzählt, dass sie während ihres Heimaufenthalts in den 1960er-Jahren als einzige in ihrer Gruppe von der Leiterin «sehr oft» mit einem Gartenschlauch «blindlings» und «unkontrolliert» geschlagen worden sei.

558 Interview Z 1, Z. 58–64; vgl. auch Interview Z 15, Z. 748–768, wo berichtet wird, dass ein brutaler Lehrer umgehend entlassen wurde. Hinweise zu Strafen in der Schule in den 1940er-Jahren: StATG 8'943, 6.2.1/1564 und 1248.

559 Interview Z 5, Z. 37–95.

560 Interview Z 14, Z. 385–386.

561 Hinweise dazu in Interview Z 7 sowie StATG 8'943, 6.2.1/834, 871, 975, 995, 2257.1.

562 Vgl. unten Abschnitt 5 Anpassung und Widerstand der Zöglinge sowie weiter unten Kapitel VI Aufsicht, Kontrolle und Verantwortlichkeiten.

563 Interview Z 6, Z. 321–327.

564 Interview Z 7, Z. 127–128.

565 Interview Z 15, Z. 179–427, Z. 816–818, Z. 873–875.

566 Interview Z 15, Z. 501–504 (Zitat Z. 502).

«[D]ie hatte mich einfach unglaublich auf dem Wecker [...].»⁵⁶⁷

Heimintern sind nur wenige Hinweise auf ein aktives Eingreifen bei Gewaltübergriffen überliefert. Schon von 1891 ist der Fall einer Schwester überliefert, die «unsinnige Prügel» verteilte. Hier griff der Direktor zusammen mit dem Pfarrer und in Abspra-

«Es gab einen Lehrer, der hat immer den gleichen Schüler am Morgen früh abgeschlagen.»

che mit dem Mutterhaus ein, indem sie der Betreffenden einen Vortrag darüber hielten, dass der «Geist der Liebe» statt die «Menschenfurcht» im Heim herrschen sollte, was jedoch wenig wirkte. Der Direktor bat daraufhin das Mutterhaus, die Anstalt «von dieser kleinen Bismarck zu erlösen [Hervorhebung im Original]», denn, «die Zahl der Zöglinge hat wegen Sr. [Name] schon merklich abgenommen, [...] würde noch mehr abnehmen, wenn ihr Regime noch länger fortduauern würde». ⁵⁶⁸ Ausgesprochene «Prügelpädagogen» waren im Heim St. Iddazell, wie dieses Beispiel zeigt, schon früh verpönt. Auch 1933 sprach sich der neue Direktor dagegen aus.⁵⁶⁹ Aus der Zeit um 1950 wird von einem Aushilfslehrer berichtet, der einen Schüler blutig prügelte und das Heim gleichentags verlassen musste.⁵⁷⁰ Aus der Anfangszeit der Engelberger Patres sind einige Hinweise zum Umgang mit Körperstrafen in der Korrespondenz an den Abt erhalten. Besonders ein Pater scheint einen schwierigen Umgang mit Gewalt gehabt zu haben. Nur schon der Umstand, dass dies aktenkundig ist, weist auf einen exzessiven Gewaltgebrauch hin. Er rechtfertigte sich gegenüber dem Engelberger Abt, dass er sich bemühe, «sowenig als möglich den Stecken zu gebrauchen, aber da ich letzthin von einem, der in Lütisburg war, wo doch ein erstklassiger Päda-

goge sein soll, vernahm, er sei lieber hier, weil es hier viel weniger Prügel und Gummischlauchschnüsse gebe als dort, da dachte ich mir das Mass sei ungefähr recht so, wie ich es gebrauche». ⁵⁷¹ Ein halbes Jahr später hingegen erwähnte er, wie er einen Jungen «tüchtig ausgeschmissen» und danach in ein Zimmer gesperrt habe.⁵⁷² 1949 wurde gar der Bischof «wegen brutalen Vorgehens» dieses Paters informiert, wahrscheinlich durch die Schwestern.⁵⁷³ 1950 verliess der Betreffende das Heim, aus welchem Anlass und ob freiwillig oder auf äusseren Druck hin, ist aus den Quellen nicht ersichtlich. Er wurde vom Engelberger Abt an das Kloster und Mädcheninstitut St. Katharina in Wil versetzt. Diese Beispiele zeigen, dass gewisse Körperstrafen schon damals deutlich über das gesellschaftlich akzeptierte Mass hinausgingen und dass die Leitung manchmal korrigierend eingriff, indem sie eine Versetzung der Betreffenden veranlasste.

Auch die Erziehenden, die für diese Studie interviewt wurden, bestätigten mehrheitlich das von Strafen geprägte Bild von St. Iddazell. Die Erzieherin, die in den frühen 1950er-Jahren dort war, versucht die Frage zu beantworten, weshalb Menzinger Schwestern als harte Erzieherinnen galten: «Ich frage mich, ob das aus der Zeit ist, wo man – also ich habe das auf alle Fälle beobachtet, dass vor allem die älteren

567 Interview Z 19, Z. 197–198.

568 AIM, Fischingen, 1880–1921, V.1.4.1.15: Schreiben vom 08.02.1891.

569 BiASo, A1634 Fischingen: Schreiben vom 06.05.1933. Der Direktor erwähnt den Katecheten: «[E]r ist stark eingestellt, als Prügelpädagoge. Solches aber ist nicht sehr angebracht.»

570 Interview Z 15, Z. 748–767.

571 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 19.12.1943.

572 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 14.07.1944.

573 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz, Korrespondenz mit dem betreffenden Pater: Schreiben vom «Franciscae Viduae» [9.3.]1949.

Schwestern aus einer Zeit waren, als man eben in der Familie auch streng war. [D]a hat man noch viel körperlich gestraft. [...] Ich bekam auch die Rute zuhause, ich bin nicht daran gestorben [...].»⁵⁷⁴ Sie schildert auch, wie sie selbst körperlich strafe, widerwillig zwar, aber dem Ratschlag einer älteren Schwester folgend: «Also, ich habe am Anfang, als ich merkte, dass ich einfach nicht durchkomme – vor mir war eine Schwester, die hat, glaube ich, ziemlich viele Strafen ausgeteilt, wie ich gehört habe – und zwar den Hintern «verklopft» mit einem Stecken oder Teppichklopfen, ich weiss nicht. Und – ja – und dann dachte ich, ja, was mache ich, ich muss – irgendwie muss ich die Oberhand gewinnen [...]. Eine alte Schwester sagte uns einmal, wenn ihr Disziplin wollt, müsst ihr am Anfang streng sein, und nachher könnt ihr nachlassen. Und das ist, das war also ganz gescheit. Das habe ich mir dann gemerkt. [...] Und dann habe ich sie alle zusammengenommen, das erste Mal, als etwas passiert ist, habe ich gesagt «hört mal, wenn das und das passiert, wenn ihr etwas kaputt macht, dann gibt es einen «Tatzen». Was wollte ich sonst machen? Und das musste ich ein paarmal durchführen. Ich muss Ihnen aber sagen, ich habe ehrlich – dachte ich «du bist blöd, dass du das gesagt hast, jetzt musst du das machen, sonst gilt es nicht». Aber es tat mir jeweils weh, wenn ich musste, [...] aber dann habe ich wirklich richtige Tatzen gegeben, und das ging vielleicht ein paar Wochen, und dann ist nichts mehr passiert. [I]ch musste nicht viel strafen. Also Strafen – doch, also dass sie Ämtli machen mussten statt spielen zu gehen oder so etwas, habe ich schon, vor allem wenn sie so – äh – böse waren miteinander und die anderen zusammengeschlagen haben oder so, sagte ich «du hast «vorige» (überschüssige) Kraft, du kannst noch das machen», oder, aber körperliche Strafen musste ich dann eigentlich nicht mehr geben.»⁵⁷⁵

Eine Melchtaler Schwester der ersten Stunde erlebte vor allem die Patres als schlagende Erzieher und nahm sich vor, nicht so zu schlagen wie diese:

«Also, ich habe von Anfang an gesagt «ich verschlage die Buben nicht», wie es andere gemacht haben. Also am Schluss habe ich auch etwa mal einem einen Klaps gegeben, aber nicht wie die anderen. Ich sagte ihm oft «schau mal, so geht das nicht». Und dann hat er jeweils geweint und gesagt «ich verspreche es, ich verspreche es, ich mache das nie mehr». Und dann musste er eine Woche lang das Geschirr alleine abwaschen von unserer Abteilung.»⁵⁷⁶ Sie selbst sei als Kind nicht geschlagen worden, was sie sich zum Vorbild genommen habe: «Wir haben viel gesungen, oder jemand las eine Geschichte vor, und wir hörten zu, abwechslungsweise. Dinge, die mir wichtig und kostbar waren von Zuhause aus, versuchte ich im Kinderheim weiterzupflegen. Als ich das jemandem erzählte, dem Pater oder sonst jemandem, sagte man mir, das könne ich vergessen. Aber nein, das vergass ich nicht, ich probierte es einfach, bis es ging.»⁵⁷⁷

Ein Erzieher schätzte sich als äusserst ordnungsliebenden Menschen ein und erzählt, er sei damit zu oft an die Grenzen gestossen: «Also – ich muss vielleicht noch sagen, dass ich ja in einem gewissen Sinne schon ein ordnungsliebender, eher strenger Lehrer und Erzieher war, das schon [...], dass ich fast pedantisch war. Und folglich hat das dann eben gewisse Probleme – ausgelöst. Wenn man dann auf diese Ordnung eben insistiert hat.»⁵⁷⁸

Offenbar auch mit dem Direktionswechsel 1966 zusammenhängend, mit dem ein Direktor die Leitung übernahm, der «Schläge in keiner Art und Weise unterstützt hat», wurden Körperstrafen unter den Erziehern ein Thema, waren gar Gegenstand von Konflik-

574 Interview E 1, Z. 500–505.

575 Interview E 1, Z. 393–414.

576 Interview E 3, Z. 496–501.

577 Interview E 3, Z. 702–707.

578 Interview E 4, Z. 287–291.

ten,⁵⁷⁹ und es kam langsam zu einem Wandel, ausgelöst nicht zuletzt durch den Einsatz von weltlichen Erziehenden, wie dieser ehemalige Erzieher sich erinnert: «Also, ich denke, einer der grössten Konflikte war die Körperstrafe. Oder, dass man halt einmal Schläge gegeben hat, eine Ohrfeige verabreicht hat, und – äh – das hat man dann eigentlich ganz – unter – unterbunden. Das war einer dieser Hauptkonflikte. Und dass man halt auch mehr auf die Schüler eingehen muss. Also nicht einfach Regeln aufstellen und schauen, dass die eingehalten werden, und sanktionieren, wenn sie nicht eingehalten werden. Also dass die Pädagogik halt doch noch etwas anderes beinhaltet. Und ich denke, am meisten hat – hat gebracht, dass sie – dass sie [die Patres] auch gesehen haben, wie man einen Umgang hatte mit – mit den Schülern. Und da haben sie auch einiges dann angenommen und auch gemerkt, dass das ein anderes – äh – äh – ein schöneres Verhältnis gibt, mit den Schülern.»⁵⁸⁰

Ein ehemaliger Praktikant, der anfangs der 1970er-Jahre in Fischingen war, berichtet über seine Aufmüpfigkeit und seine Parteinahme zugunsten der Zöglinge an den wöchentlichen Sitzungen, was aber von den Patres und älteren Lehrern toleriert worden sei.⁵⁸¹ Er kann sich daran erinnern, wie er mit den Jugendlichen zur Strafe rennen ging.⁵⁸² Trotz allmählichen Umdenkens kam es aber weiterhin zu körperlichen Gewaltanwendungen. Ein Interviewter, der Mitte der 1970er-Jahre kurze Zeit als Praktikant im Heim St. Iddazell war, beobachtete, wie ein einzelner Pater auch damals noch viel Gewalt anwandte: «Er hat geschlagen, er hat – geohrfeigt, er hat geboxt, er hat Ohren herumgedreht. Ich habe ihn jeweils gesehen ‹ginggen›, das sah dann auch noch komisch aus mit seiner Soutane.»⁵⁸³ Dieser Praktikant war von den angetroffenen Zuständen in St. Iddazell schockiert: «Also ich war selbst in einem Internat, in einem katholischen, in der Innerschweiz [Name des Internats], und Gewalt war da kein Thema.»⁵⁸⁴

Die folgenden beiden Beispiele zeigen, dass die körperlichen Strafen auch in einer Überforderung der Erziehenden fussen konnten. Ein anschauliches Beispiel bietet der Fall, der anfangs 1947 im Kinderheim St. Iddazell für Aufruhr sorgte. 12 bis 15 Kinder waren zusammen geflohen, weil ein Pater so gewalttätig war. Eine Vormundin erkundigte sich daraufhin besorgt bei der Anstaltsleitung. Ihr sei durch Angehörige ihres Schütlings zu Ohren gekommen, dass «die Sitzen & Moral auf einem bedenklich tiefen Niveau stehen». Der in die Kritik geratene Pater rechtfertigte sich ihr gegenüber und gewährt dabei einen spannenden Einblick in den Erziehungsalltag, der hier zitiert werden soll: «Also, die Buben haben schon den ganzen Nachmittag einen Uebermut sondergleichen gehabt, sodass sie bei der Arbeit (Reiswellen in den Holzschoß beigen) Dummheiten trieben, beim Spiel grob waren usw. Am Abend war Bibelstunde, die ich selber erteilte. Einige der grösseren Buben kamen aus oben genannten Gründen an diesem Abend viel zu spät. Im Unterricht schwatzten sie, machten Dummheiten. Ich warnte sie in aller Form. Nach kurzer Zeit wieder das gleiche Lied. Ich mahnte sie ein zweites Mal ernst. Nach kurzer Zeit das Gleiche. Nun sagte ich mir, ist es genug. Ich warnte, dass ich, wenn es jetzt nicht bessere, den Nächsten der so weiterfahre so strafen werde, dass ich Ruhe hätte, denn so ein Benehmen lass ich mir nicht gefallen. Nach kurzer Zeit ging die Geschichte wieder an, so dass ich mir den Ruhestörer hervorholte. Ich wollte ihm zwei Tatzen geben, er aber hielt einfach nicht hin. Da nahm ich ihn über die Knie, aber da kein Tatzenstecken herum war sondern nur

579 An der Frage der Körperstrafen entzündete sich offenbar ein Konflikt zwischen dem oben zitierten Pater und dem Direktor: Interview E 5, Z. 738–743 (Zitat Z. 741 f.).

580 Interview E 5, Z. 186–196.

581 Interview E 6, Z. 343–346 und Z. 513–533.

582 Interview E 6, Z. 261–264 und Z. 480.

583 Interview E 7, Z. 31–33.

584 Interview E 7, Z. 378–393.

ein langer Stab, so konnte ich ihn nicht recht fassen, worauf er mir immer wieder entwischte, was die Kinder zum Lachen trieb. [...] Unter diesen Umständen wurde ich wütend und sagte, wenn sie nichts anders

«Diese Kinder reagieren nur auf Entzug der Speisen und auf Schläge, und dann braucht es erst noch ein gewisses Mass, bis diese Wirkung haben.»

können, als uns grosse Leute (am Nachmittag schon den Schaffner) ärgern, dann hätten sie auch kein Nachtessen verdient, und schickte sie fort.»⁵⁸⁵

Auch von einer Schwester ist überliefert, dass sie aus Überforderung mit körperlichen Strafen reagierte. Nachdem sie acht Wochen in Fischingen war, klagte sie 1956 dem Mutterhaus, dass es ihr «nicht gut gegangen ist in dieser Zeit». Es würde ihr schon gefallen, wenn sich die Buben «einigermassen anständig und normal» aufführen würden. Sie seien jedoch «bodenlos frech und machen mit mir und untereinander was sie wollen. [...] Ich mag den Buben einfach nicht «Meister» werden. Sie merken es ganz gut und lachen dann offen heraus. [...] Ordnung und Gehorsam will niemand kennen und halten. Ich bin entsetzt ob dieser Art von Menschen. Die Mitschwestern sagen, dass man immer am Anfang sehr schwer sich einfühlen kann. Diese Kinder reagieren nur auf Entzug der Speisen und auf Schläge, und dann braucht es erst noch

«Geschlagen habe ich noch nie wie in dieser Zeit».

ein gewisses Mass, bis diese Wirkung haben. [...] Im Speisesaal werfen sie Spinat, Apfelmus, Kartoffelstock

einander ins Gesicht. Wenn man dann straft, so ist man die «Böse», denn es trafen schon Reklamationen ein. [...] Sr. Oberin und Sr. [Name] helfen schon, doch wenn ich allein bin, vermag ich gar nichts. Ich kann nicht hinstehen und das spüren die Buben heraus. Geschlagen habe ich noch nie wie in dieser Zeit, doch höre ich auf, denn es nützt nichts.» Schliesslich bittet sie um ihre Versetzung.⁵⁸⁶

2.4 Umgang mit Bettnässen

Wie in vielen Anstalten war Bettnässen ein grosses Problem im Kinderheim St. Iddazell.⁵⁸⁷ In den Quellen, besonders in den Kinderdossiers und auch in den Interviews, sind zahlreiche Hinweise zu diesem Phänomen zu finden. 1956 beklagte sich eine Schwester über den Gestank im Schlafsaal: «Und dann die Luft von Bettnässern!»⁵⁸⁸ Kinder, die das Bett nässten, erlebten im Kinderheim St. Iddazell besonders häufig Strafen und wurden Diskriminierungen ausgesetzt.

Die Erziehenden versuchten dem Problem mit diversen Massnahmen beizukommen, die sich im Lauf der Zeit immer wieder veränderten. Die angewandten «Methoden», die von Trinkverbot über medizinische Behandlungen bis hin zu Strafen und Schlägen reichten, deuten unter anderem auf eine gewisse Hilflosigkeit hin, wie das Bettnässen «geheilt» werden könnte. Die Grenzen zwischen Strafe und präventiver Massnahme waren dabei teilweise fliessend. Eine angewandte Methode war etwa, die Kinder abends unter eine spezielle Diät zu setzen. Ein Pater versuchte es

585 StATG 8'943, 6.2.1/995: Schreiben vom 17.01.1947.

586 AIM Fischingen, 1956–Sept. 1957, V.1.7.23: Schreiben vom 19.10.1956.

587 Vgl. auch Akermann/Furrer/Jenzer, Bericht Kinderheime, S. 105 f.

588 AIM, Fischingen, 1956–Sept. 1957, V.1.7.1, Nr. 53: Schreiben vom 19.10.1956.

beispielsweise 1945 «schweren Herzens» mit dem Entzug des Abendessens und der Drohung, dass es am Sonntagmorgen keine Butter gebe, wenn die Kinder nässten.⁵⁸⁹ Auch ist überliefert, dass eine «Brotkur» mit lediglich einem Stück Brot zum Abendessen und unmittelbare Bettruhe angedroht wurde.⁵⁹⁰ Einem anderen Kind wurde in den 1950er-Jahren das Trinken am Abend verboten. Das Trinkverbot fußte auf der Vorstellung, dass die Kinder, wenn sie abends nichts tranken, weniger das Bett nässten. Das Kind behalf sich jedoch selbst und trank heimlich am Brunnen Wasser. Seine Versorgerin und seine Mutter setzten sich daraufhin dafür ein, dass der schwächliche Junge zusätzliche Stärkungsmittel erhalten sollte. Darauf gingen die Verantwortlichen im Kinderheim ein und verabreichten ihm nachmittags Milch und Butterbrot.⁵⁹¹ Ein anderes Kind musste in den 1960er-Jahren jeden Abend trockenes «Midro-Teekraut» essen und dieses ohne Flüssigkeit hinunterwürgen, denn es sollte heilende Wirkung haben.⁵⁹²

In der Nacht wurden die Kinder lange Zeit von den anderen im Schlafsaal abgetrennt, um Mitternacht geweckt und zum Gang auf den Abort angehalten.⁵⁹³ Ein Wandel der Weckpraxis setzte wohl erst Ende 1960er-Jahre ein, weil man einsah, dass dies nichts nützte.⁵⁹⁴ Auch der «Anti-Nass»-Weckapparat der Firma E. Bieri aus Laupen, der «beim geringsten Anfeuchten den Schläfer mit Glocken- & Lichtsignal an sein Leiden mahnt», wurde mindestens um 1940 in Fischingen angewandt.⁵⁹⁵

Auch mit Wärme versuchten die Erziehenden die Enuresis nocturna, so der Fachausdruck für Bettlässer, zu therapieren. So ist das Bestrahlen durch eine Quarzlampe «Hanau» überliefert oder die Verordnung von wärmerer Kleidung für ein Kind mit schwacher Blase.⁵⁹⁶ Aber auch Medikamente kamen zum Einsatz, wobei ihre Namen in den Quellen nicht genannt werden.⁵⁹⁷ Ärztliche Behandlungen, die Überweisung ins Spital oder in die Psychiatrische Klinik Münsterlingen sind ebenfalls bekannt.⁵⁹⁸

«[...] die Bettlässer, die mussten [...] vor die Haustüre stehen, mit der Bettwäsche unter dem Arm, und die ganzen Leute von allen Abteilungen [...] sind an dem Bettlässer vorbei und haben ihren Spruch dabei herausgelassen.»

Aus den Interviews geht hervor, dass viele Erziehende mit den Bettlässenden vereinzelt noch bis Mitte der 1970er-Jahre diskriminierend umgingen und diese sogar bestrafen.⁵⁹⁹ So verabreichte eine Abteilungsleiterin den nässenden Kindern jeweils Schläge auf den nackten Po.⁶⁰⁰ Sehr oft wurden die betroffenen Kinder vor den anderen blossgestellt: «[D]ie Bettlässer, die mussten voraus, vor die Haustüre stehen, mit der Bettwäsche unter dem Arm, und die ganzen Leute von allen Abteilungen, nicht nur von den Kleinen, sondern von den Kleinsten bis zu den Grössten, sind an dem Bettlässer vorbei und ha-

589 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 18.01.1945.

590 StATG 8'943, 6.2.1/1064.

591 StATG 8'943, 6.2.1/1756: Schreiben vom 14.10.1955 und vom 31.10.1955.

592 Interview Z 6, Z. 547–554.

593 StATG 8'943, 6.2.1/738; Interviews E 5, E 4, E 3, Z 4.

594 Interview E 5, Z. 367–384.

595 StATG 8'943, 6.2.1/738: Krankenblatt.

596 StATG 8'943, 6.2.1/738: Krankenblatt; StATG 8'943, 6.2.1/919.

597 StATG 8'943, 6.2.1/919 und 814. Der ehemalige Landarzt Alfred Muggli wird in der Thurgauer Zeitung vom 06.03.2014 (Onlineausgabe) zitiert, dass das Psychopharmakum «Tofranil» bei Bettlässenden eingesetzt worden sei.

598 StATG 8'943, 6.2.1/657, 738 und 919.

599 Interviews E 6, Z 4, Z 7, E 1, Z 6.

600 Interview Z 15, Z. 843–846.

ben ihren Spruch dabei herausgelassen.»⁶⁰¹ Eindrücklich schildert eine Ehemalige ihre Erlebnisse um 1940, als sie und ihre Schwester in St. Iddazell das Bett nässen: «Wir mussten dann mit diesen – äh – nassen Leintüchern über den Hof, und da [...] ist ein Herr [Name] gewesen, [...] der für die Heizung zuständig war, und [...] es war einfach ein Kessel, wo einfach das Feuer so heraufgekommen ist, oder, und dann hat der manchmal eines gepackt und vor allem meine Schwester, oder, und er hat sie über das Feuer gehalten, also so – äh – und – äh – sie hat eine Todesangst ausgestanden [...] – das war ganz schlimm. Und dann mussten wir – äh – in – in den Estrich hinauf, diese Sachen aufhängen, und das war eine ganz, ganz schwere Falltür. Und ich bin wirklich – ich war einfach – äh – ganz schwach dort hinten, ganz ein dünnes Meiteli. Ich habe – ich habe es – also das war ein Riesenkrampf, bis wir nur diese Falltür offen hatten, und dann dort oben, da war es so unheimlich, es hatte Särge dort oben, es hatte «Klaus»-Gewänder dort oben, und dunkel war es und einfach schlimm. Und dann mussten wir das über die Drähte hängen, und dann sind wir nachher in die Schule, und in der Schule gab es natürlich Schläge, weil wir zu spät gekommen sind. [...] Was ich – ganz, ganz schlimm finde, wir mussten diese Leintücher auch im Winter – äh – dann holen, und dort oben war es eiskalt, und die waren gefroren. Und die hat man so ins Bett genommen. Müssen.»⁶⁰²

Wie auch andere Quellen berichten, mussten die Kinder jeweils ihre Leintücher selber waschen oder zum Waschen bringen; sie schliefen oft in nasser und kalter Bettwäsche und erhielten nicht selten Schläge.⁶⁰³ Einige Kinder getrauten sich in der Nacht nicht, auf die Toilette zu gehen, weil sie sich im Dunkeln fürchteten. Aber auch die gegen das Bettlässen angewandten Behandlungen lösten bei Betroffenen Ängste aus, erneut zu versagen.⁶⁰⁴ Von einer besonders demütigenden Prozedur berichtet ein Mann, der Ende der 1940er-Jahre fünfjährig nach St. Iddazell

kam: Wer das Bett genässt hatte, musste sich am nächsten Morgen die Unterhose übers Gesicht ziehen und sogar bei der Abteilung der Mädchen vorbeidefilieren.⁶⁰⁵

Der Umgang mit den betroffenen Kindern war abhängig von den jeweiligen Erziehenden. So berichtet eine ehemalige Menzinger Schwester, dass sie Verständnis für die Kinder gehabt habe, weil ihr Bruder früher auch das Bett genässt hatte. Sie war der Überzeugung, dass die Kinder darunter litten und sich dafür schämten und dass sie nicht noch zusätzlich bestraft werden sollten.⁶⁰⁶ Ein interviewter ehemaliger Praktikant erlebte auf seiner Abteilung noch Mitte der 1970er-Jahre die Diskriminierung von bettnässenden Zöglingen: «Die Wäscherei und – und die, die für die Betten und weiß ich was zuständig waren, dass die Kinder blossgestellt haben, die – die bettgenässt haben, also – äh – vor allen Kindern – äh – einen angehauen ‹so, hast du wieder deine verbrunzten Leintücher versteckt, und jetzt holst du sie selber heraus und trägst sie selber in die Wäscherei›, also so – und mir Ratschläge erteilt ‹und Sie dürfen das nicht selber – äh – hinunterbringen, das müssen die Schüler hinunterbringen›. Also quasi wie – äh – einen angesiftet, die blosszustellen und zu denunzieren.»⁶⁰⁷

601 Interviews Z 7, Z. 79–84. Auch andere Ehemalige berichten vom Blosstellen: Interviews Z 4, Z 6, Z. 18; auch in StATG 8'943, 6.2.1/657: Bericht, Eintrag 1938–40, ist von «Beeinflussen durch die Kameraden» die Rede.

602 Interview Z 1, Z. 17–40.

603 Bettwäsche selber reinigen bzw. zum Waschen bringen: StATG 8'943, 6.2.1/657; Interviews E 5, E 4, E 7, Z 4, Z 1, Z 6, Z 18; Schlafen in nasser Bettwäsche: Interviews Z 1, Z 4; Schläge: Interviews Z 6, Z 15, Z 17; StATG 8'943, 6.2.1/1756.

604 StATG 8'943, 6.2.1/1756; Interviews Z 4 und Z 1.

605 Mündliche Aussage an einer Podiumsveranstaltung mit dem Titel «Missbraucht im Klosterheim» im Zürcher «Kaufleuten» vom 26.06.2014.

606 Interview E 1, Z. 261–283.

607 Interview E 7, Z. 89–101.

Ein ehemaliger Erzieher erinnert sich an den Wandel im Umgang mit den bettnässenden Kindern und wie dadurch auch das Problem langsam verschwand, ungefähr in den 1980er-Jahren: «Am Anfang mussten die Bettnässer ihre Wäsche am Morgen selber in die Wäscherei hinüber tun, und – mit dem hat man dann auch aufgehört – und hat das eigentlich so fast wie ein bisschen als selbstverständlich genommen, dass jetzt halt ein Kind das hat, und – die meisten haben es ja auch ausgewachsen. Also, mich hat es jeweils <tunkt> (schien es mir), je weniger dass man gemacht hat, desto eher und schneller haben sie es ausgewachsen. Und – das hat ja dann im Verlauf der Zeit eigentlich sehr abgenommen, das wurde immer seltener. Aber da haben nicht wir etwas dazu beigebracht, das war – das war einfach so. Und am – am Schluss, kann ich mich eigentlich fast nicht mehr erinnern, dass man noch Bettnässer gehabt hat.»⁶⁰⁸

Offensichtlich wurde ein Zusammenhang zwischen Bettnässen und Onanie vermutet, was wohl mit ein Grund für die harten Diskriminierungen und Strafen war.⁶⁰⁹ Außerdem gibt es Hinweise, dass Bettnässen als Ausdruck besonderen Ungehorsams betrachtet wurde, was die Erziehenden keineswegs zu tolerieren bereit waren.⁶¹⁰

2.5 Sexuelle Übergriffe

Aus anderen Studien zu Kinderheimen ist bekannt, dass sexuelle Gewalt mehr oder weniger stark verbreitet war, meist zwar von wenigen verübt, häufig aber breit geduldet und verschwiegen.⁶¹¹ Auch in Bezug auf das Kinderheim St.Iddazell sind wir auf eindeutige Indizien für sexuelle Gewalt gestossen, es ist überdies von einer grossen Dunkelziffer auszugehen.⁶¹²

Hier interessiert nun einerseits, welche Übergriffe und welches Ausmass in Akten und Interviews überliefert wurden, und andererseits, wie die Heim-

leitung und einzelne Erziehende mit Hinweisen zu sexueller Gewalt umgingen. Wir haben keine Hinweise darauf gefunden, dass sich Aussenstehende oder der Vereinsvorstand für die betroffenen Kinder und Jugendlichen einsetzten. Die Verhältnisse des Kinderheims St.Iddazell machen eher den Eindruck, dass es sich in dieser Hinsicht um eine gegen aussen stark abgeschottete Institution handelte, bei der Verschwiegenheit und die Wahrung des guten Rufs oberste Priorität hatten.

2.5.1 Übergriffsformen

Sexuelle Übergriffe, die nicht nur im Heim, sondern auch in der Gesellschaft stark tabuisiert wurden, finden in den schriftlichen Quellen wenig Niederschlag. Entsprechend stark sind wir gerade in diesem Bereich auf mündliche Quellen angewiesen. Zwölf von zwanzig interviewten Ehemaligen erzählten uns von direkt oder indirekt erlebten oder berichteten sexuellen Übergriffen. Aber auch für einige befragte Erziehende sind Übergriffe durch damalige Erzieher durchaus vorstellbar, obwohl alle beteuerten, dass sie

608 Interview E 5, Z. 503–512.

609 Vgl. dazu Hafner, Bettnässer.

610 Zum Beispiel: StATG 8'943, 6.2.1/738: Schreiben vom 13.03.1942. Ein Mädchen wurde als «eine wirklich unverbesserliche Bettnässerin» bezeichnet. Gegenüber den Schwestern benehme sie sich «derart bockbeinig [...], dass sich jede weigert[,] es in die Abteilung zu nehmen». Vgl. auch Hafner, Bettnässer.

611 Akermann/Furrer/Jenzer, Bericht, S. 110–118.

612 Einen Hinweis darauf liefert das Interview mit einem Ehemaligen, der in den 1960er-Jahren in Fischingen war. Er berichtet, dass dies bei Ehemaligentreffen oft ein Thema war, Interview Z 18, Z. 312–331: «[...] und dann ist wieder einem etwas in den Sinn gekommen <oh läck mir, der dort hat mir auch an den Schwanz gefasst> und so, oder.» (Z. 329 f.)

damals nichts davon gewusst hätten, ja, man hätte über dieses Thema nicht gesprochen.

In den Interviews sind sexuelle Übergriffe ab Ende der 1940er-Jahre überliefert. Für die Zeit vorher finden sich nur vage Hinweise in den schriftlichen Quellen. Um 1934 beklagte sich der damalige weltliche Präfekt bei einem Pfarrer über die «sittl. Verirrungen» seines Vorgängers, die dem Adressaten «wohl auch bekannt» seien.⁶¹³ Auch um 1940 soll ein Katechet «Zärtlichkeiten und Dinge von der Art» Buben gegenüber gezeigt haben, so dass sich nach der Heimübernahme durch die Engelberger Benediktiner 1943 deren Abt genötigt sah, einen seiner entsandten Patres mit den Worten zu ermahnen: «Vermeidet ja um Gotteswillen immer alles[,] was den Eindruck irgendwelcher unfeiner Nebenabsichten machen könnte. [...] Da kann der Priester einfach nie zu gewissenhaft sein. Sobald was zu geschehen hat, was nicht in die Berufssphäre des Priesters gehört, weist die Buben an den Arzt oder zum wenigsten an einen zuverlässigen und gewissenhaften Laien.»⁶¹⁴

Ab den 1950er-Jahren sind mehrere Hinweise auf sexuelle Übergriffe beziehungsweise sexualisierte Gewalt überliefert. Es fällt auf, dass in den Interviews vor allem Übergriffe durch geistliches Personal ein Thema sind, in schriftlichen Quellen dagegen nur solche von weltlichen Angestellten, Angehörigen und den Jugendlichen selbst aufscheinen. Dieser Umstand verweist unter anderem darauf, dass Geistliche lange Zeit als unantastbar und unfehlbar galten und erst heute ihnen gegenüber laut Kritik geübt werden darf. Zudem wurden sexuelle Übergriffe von Geistlichen, die sich zu Enthaltsamkeit verpflichtet hatten, besonders stark tabuisiert. Ehemalige berichten, dass ihnen damals, wenn sie überhaupt von den Übergriffen erzählten, niemand glaubte, nicht mal ihre eigenen Eltern. «Ich wollte es dem Beistand sagen, ich hatte es der ‹Mame› erzählt, und alle haben gesagt, das sei nicht wahr, das würde ich nur sagen, damit ich dort

raus käme. Das sei nicht so.»⁶¹⁵ Auch Beistände und Ärzte diffamierten die Kinder als Lügner: «Und dann bin ich ja auch einmal ab nach Zürich und habe es dem [Name des Beistands] erzählt, und der hat mir auch gesagt, ein Pater oder [...] im Kloster Fischingen passiert nichts solches [...] du gehst jetzt gerade zurück ins Kloster, die werden dir dann schon geben für deine Lügen». Und das ist einfach immer abgetan worden als Lügen. Auch die Misshandlungen. Ich konnte wohl blutige Striemen am Rücken haben und dem

«Und dann [...] kam er auch
nachts –.»

Doktor in Wil zeigen, dann hat er gesagt «das seid ihr untereinander gewesen, das war kein Pater, ihr habt selber untereinander ständig ‹Lämpen› (Streit).»⁶¹⁶

Die meisten mündlichen Aussagen zu sexueller Gewalt betreffen fünf Patres sowie einen weltlichen Lehrer, die alle in den 1950er- bis 1970er-Jahren im Heim tätig waren. Die genannten Patres waren im Heim als Lehrer, Erzieher oder Direktor tätig. Die Spannbreite der sexuellen Gewalt war gross. Es wird berichtet von sexueller Belästigung, wie es dieser Ehemalige aus den späten 1950er-Jahren beschreibt: «[...] – dich gestreichelt über den Rücken, wenn du neben ihm gesessen bist, an den Oberschenkeln, ja, du bist ein Lieber, du hast gute Arbeit gemacht und –, und die Finger sind immer höher gekommen. Mich hat er nie angefasst, sexuell, aber ich habe das

613 StATG 8'943, 5.1/20: Schreiben des Präfekten an einen Pfarrer, 17.02.1934.

614 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 06.12.1943.

615 Interview Z 8, Z. 303–304.

616 Interview Z 8, Z. 578–585.

als solches schon empfunden –.»⁶¹⁷ Aber auch drastische sexuelle Übergriffe werden geschildert, wie sie ein anderer Ehemaliger einige Jahre früher erlebte: «[...] zu dem mussten wir jeweils hinauf, wenn wir wieder etwas – [...] gemacht haben, je nachdem, dann liess er einfach die Hosen runter, und der Hund nebendran, oder, und nachher hat er auf den Arsch gegeben. [...] Auch bei anderen Kindern. Ja. Oft waren wir zu zweit oder zu dritt drin. Und – er hatte immer den Hund bei sich. Und dann ist er auch nachts – kam er auch nachts –. Wenn man sich gewehrt hat, oder sich umgedreht hat – wie automatisch fing der Hund an zu knurren, oder. Es war ein ganz scharfer Hund, oder. Und nachher – es ist dann halt wieder passiert, oder. [...] Und das war einfach schlimm, oder. Und das kannte ich einfach nicht.»⁶¹⁸

«Und [er] spielte dort einfach an meinem Glied rum und ‹Zeugs und Sachen›. Und er hat mir versprochen, wenn ich nie etwas sage, täte er Goldstaub irgendwie in ein Glas und würde es für mich aufbewahren, aber ich dürfe nie weitererzählen, was da gewesen war.»

Die Kinder und Jugendlichen wurden teilweise mit perfiden Versprechungen zum Stillschweigen gezwungen, wie es dieser Ehemalige um 1960 erlebte: «[N]achher habe ich, äh, gewusst, äh, in der Nacht, dass er einmal reinkommt, oder. Und er stank nach Alkohol und Parfum, oder. Und spielte dort einfach an meinem Glied rum und ‹Zeugs und Sachen›. Und er hat mir versprochen, wenn ich nie etwas sage, täte er Goldstaub irgendwie in ein Glas und würde es für mich aufbewahren, aber ich dürfe nie weitererzählen, was da gewesen war. [...] Er hatte ein Gläslein im Büro, dort musste ich auch hin, musste meinen Slip

zeigen, den ich anhatte, und so ihn bei ihm ausziehen. Und, äh, das hat mich schon sehr, sehr schwer

«Ich hatte immer das Gefühl, du bist in einem Kloster, du bist irgendwie geschützt, es kann dir niemand etwas antun, aber sie haben einem mehr angetan, als wahrscheinlich draussen passiert wäre im Leben.»

getroffen. [...] Ich hatte immer das Gefühl, du bist in einem Kloster, du bist irgendwie geschützt, es kann dir niemand etwas antun, aber sie haben einem mehr angetan, als wahrscheinlich draussen passiert wäre im Leben.»⁶¹⁹

Wie dieser Ehemalige beschreibt, wirkte für viele von sexualisierter Gewalt Betroffene die an den Tag gelegte Scheinheiligkeit der tätlichen Ordensleute verstörend und zusätzlich traumatisierend. So schildern mehrere Ehemalige die peinigenden Befragungen zum sechsten Gebot bei der Beichte, während denen sie teilweise gar ein Stöhnen vom Beichttiger vernahmen.⁶²⁰ Einer berichtet: «[...] er nahm immer meine Beichte ab, bis das sechste Gebot [kam] [...] und dann stöhnte er ‹hintendran›.»⁶²¹ Andere thematisieren den unantastbaren frommen Auftritt der Ordensleute, die im Gegenzug so schnell und ungestraft die Intimsphäre der Jugendlichen verletzen konnten: «Ich hatte Angst, einzuschlafen. [...]»

617 Interview Z 7, Z. 213–216.

618 Interview Z 5, Z. 48–61.

619 Interview Z 8, Z. 17–29.

620 Interview Z 11, Z. 702–706; Z 7, Z. 223–225; Z 18, Z. 418–425; Z 8, Z. 37–44: «Er stöhnte bei der Beichtstuhl-Tortur» lautet der Titel des «Sonntagsblick»-Artikels vom 04.04.2010.

621 Interview Z 8, Z. 37–44.

Weil er immer den Gang auf und ab gelaufen ist, die ganze Nacht, mit der Bibel. [...] Ist er einfach ins Zimmer gekommen.»⁶²²

«[...] er nahm immer meine Beichte ab, bis das sechste Gebot [kam] [...] und dann stöhnte er <hintendran>.»

Ein Ehemaliger schildert aus den 1950er-Jahren, dass ein Pater ein auf sexuellen Diensten beruhendes Günstlingswesen betrieben habe: «Ich weiss von einem, der [...] mir erzählt [hat], dass er von Pater [Name] sexuell belästigt worden ist. [...] Und ich habe das nicht begriffen, weil der [Name] war damals schon ein riesen Bär von einem Mann – Bub. War auch der stärkste in der Abteilung [...]. Der wollte mit mir einmal etwas und [...] hat er mir erzählt, dass Pater [Name], wenn du bei dem ein bisschen lieb bist, dass du dann Vorteile hast, dann kannst du eventuell sogar in die Sek hinüber kommen, denn Pater [Name] war für die Sek.»⁶²³ Ein anderer Interviewter erzählt, wie ihn derselbe Pater in den 1960er-Jahren zu sexuellen Diensten aufforderte. Als guter Schüler hätte er in die Sekundarschule wechseln können, er bestand auch die Aufnahmeprüfung. Auf Betreiben des Sekundarschullehrers wurde er jedoch nicht aufgenommen. «Warum? [...] Weil ich nicht hingehalten habe. Weil – äh – er hat mich – er hat mich ins – äh – in sein Büro – beordert und – äh – hat mir dann diese Offerte gemacht, eben, wenn so praktisch – vielleicht nicht mit diesen Worten, aber so praktisch <wenn du mir einen herunterholst, dann bist du in der Sek>, oder. Und er hatte seine Kutte schon bis an die Oberschenkel hinaufgezogen gehabt. Also ich bin sicher, dass er keine Unterhosen drunter anhatte. Ich bin dann zu diesem Büro hinausgestürzt und – äh – und – äh – dann bin ich dann halt nicht in die Sek, oder.»⁶²⁴

Wie der eben zitierte Ehemalige berichten auch einige andere Interviewte, dass sie sexuelle Übergriffe durch Flucht oder Abwehr verhindern konnten. Einer beispielsweise erzählt, dass ihm ein Pater bei einer Hosensackkontrolle «ins Geschlechtsteil gezwickt» habe. Er konnte sich jedoch «durch Abwenden» dagegen wehren. Weitere drei Übergriffsversuche erfolgten, bei denen der Pater auch mit Schlägen agierte. Der Jugendliche konnte jedoch alle durch Flucht, Abwehr und schliesslich durch Zurückschlagen abwenden.⁶²⁵

Von der Überlieferung her scheinen mehr sexuelle Übergriffe auf Knaben als auf Mädchen stattgefunden zu haben. Zu Mädchen als Opfer haben wir die Aussage einer Ehemaligen, deren Schwester ihr im Heim anvertraute, dass ein Pater sie missbrauchte,⁶²⁶ sowie einen Vermerk im Tagebuch des Direktors um 1970, zwei Mädchen hätten ihm berichtet, ein Pater «taste sie ungebührlich ab».«⁶²⁷ Von letztem erzählt auch eine Interviewte: Der Pater habe sie während eines Aufklärungsfilms im Dunkeln begrabscht: «[...] dort irgendeinen Film gezeigt, vom Bienli und vom Blüemli, und dann musste ich dann bei ihm auf den Schoss sitzen, und er hat einfach an mir <herumgekasperlbt>. Mehr war nicht. Aber das – mit intensiv. Und machen hat man – man hat sich nicht getraut, weil nebendran sind ja noch Meitli gesessen. Man hatte ja Angst, und überhaupt, nachher auch etwas zu sagen, irgendwo, oder, weil die hätten einem das nicht geglaubt.»⁶²⁸ Auf sexuelle Übergriffe durch Frauen gibt es lediglich zwei Hinweise. Eine

622 Interview Z 11, Z. 270–274.

623 Interview Z 7, Z. 635–647. Zum Günstlingswesen vgl. auch Klein, Gewalt, S. 152–154.

624 Interview Z 18, Z. 118–125.

625 Interview Z 20, Z. 67–111.

626 Interview Z 4, Z. 382–386.

627 KAF, Diarium P. [Name] 04.01.1969–17.10.1971.

628 Interview Z 9, Z. 313–319.

Ehemalige äussert den Verdacht von sexuellen Übergriffen durch Schwestern: Einzelne Mädchen seien während ihres Aufenthalts kurz vor 1950 jeweils in der Nacht von Schwestern aus dem Schlafsaal geholt worden und am nächsten Morgen verweint gewesen.⁶²⁹ Ein Ehemaliger berichtet davon, wie er zur Belohnung – «wenn du ein ganz Braver warst, oder etwas speziell Gutes gemacht hast» – ein Bad nehmen durfte und dabei von einer Schwester «überall» gewaschen wurde, was der Betroffene als äusserst beschämend in Erinnerung hat.⁶³⁰

Es gibt auch eindeutige Indizien auf sexualisierte Gewalt, die nicht von Ordensleuten, sondern von weltlichen Angestellten verübt wurde. So findet sich beispielsweise um 1950 in den Akten ein Hinweis auf einen übergriffigen Gärtner.⁶³¹ Ein Praktikant, der Ende der 1960er-Jahre kurz in Fischingen weilte, verliess angeblich Hals über Kopf das Heim, als er erfuhr, dass gegen ihn wegen sexueller «Verfehlungen» heimintern ermittelt wurde.⁶³² Um 1970 musste auch ein Aushilfturnlehrer die Schule verlassen, weil er sich Schülern in anzüglicher Weise zu nähern versucht hatte.⁶³³

Ein Lehrer allerdings konnte in den 1950er-Jahren über Jahre ungestraft einen Schützling sexuell missbrauchen, wie der Betroffene eindrücklich schildert: «Das hat angefangen, dann war er am Klavier, hatte die Noten vor sich, dann hat er gespielt, dann musste ich das nachsingern, und dann, irgendwann, hat er gesagt ‹so, und jetzt singst du allein›, und dann ist die Hand bei mir am Oberschenkel und dann bis ganz oben, oder, und – äh – im späteren – eben – beim zehnten Mal hat er sein Glied herausgenommen und hat sich [...] vor mir befriedigt, und irgendwann – und ich habe mich nicht getraut, etwas zu sagen. Einmal hat er eine Flasche ‹Rossi› genommen, hat er mir eingeschenkt und Wasser hinein und ‹nimm noch einen, noch einen›, und dann hatte ich natürlich eine ‹Guge› (Rausch), und dann hat er mich ausgezogen, aufs Bett gelegt und hat mich mit dem Mund befriedigt.»⁶³⁴

Gelegentlich verübten auch Angehörige sexuelle Übergriffe auf Kinder, wenn sie nach Fischingen auf Besuch kamen.⁶³⁵ Sexualisierte Gewalt gab es außerdem unter den Jugendlichen selbst. Mitte 1940er- bis 1950er-Jahre sind mehrere Fälle schriftlich in Kinderdossiers überliefert, wobei der Fall eines ehemaligen, noch in der Anstalt lebenden Zöglings besonders für Aufsehen sorgte und Kreise bis ins Dorf zog.⁶³⁶ Hingegen dürfte die Grenze zwischen spielerisch und übergriffig bei den von Ehemaligen diesbezüglich geschilderten Vorkommnissen teils unscharf gewesen sein: So hätten in den frühen 1950er-Jahren einige junge Knaben auf dem WC miteinander «gespielt» und dabei onaniert,⁶³⁷ und in den späten 1950er-Jahren habe ein Jugendlicher «Beziehungen» zu anderen Buben unterhalten.⁶³⁸

629 Interview Z 2, Z. 409–415 und Z. 614–623.

630 Interview Z 7, Z. 165–170. Auch in den Interviews für die Luzerner Kinderheimstudie werden sexuelle Übergriffe durch Ordensfrauen genannt. Vgl. dazu Akermann/Furrer/Jenzer, Bericht Kinderheime sowie Klein, Gewalt, S. 147–158.

631 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 10.04.1951.

632 StATG 8'943, 6.2.1/1115: Schreiben des Erziehungsheims an das Verhörrichteramt des Kantons Thurgau vom 02.12.1975.

633 Interview Z 12, Z. 338–348: «Und das war ein Pädophiler. [...] und dann haben wir ein Ultimatum gestellt, den wollen wir nicht mehr. Also das hat schon funktioniert» (Z. 339–342).

634 Interview Z 7, Z. 565–574.

635 Hinweise darauf finden sich in folgenden Kinderdossiers: StATG 8'943, 6.2.1/865 und 1015. Die Täter waren ein Bruder und ein Vater, die Opfer waren Mädchen.

636 StATG 8'943, 6.2.1/865, 903 und 1564; StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 07.09.1954.

637 Interview Z 6, Z. 375–381; Hinweise auch im Kinderdossier StATG 8'943, 6.2.1/1126.

638 Interview Z 7, Z. 629–649.

2.5.2 Heiminterner Umgang mit sexuellen Übergriffen

Häufig getrauten sich die Kinder nicht, anderen Kindern oder Erwachsenen von den sexuellen Übergriffen zu erzählen. «Das ist das ganz Eigenartige, du hast nie darüber geredet, du hast dich nicht getraut zu reden, weil es wurde ja von vornherein schon gedroht, entweder du müsstest dort länger bleiben oder so, oder, äh, es würde dir alles weggenommen, verboten.»⁶³⁹ Viele realisierten wohl auch erst später, dass sie Opfer von sexualisierter Gewalt geworden waren, denn sie waren oftmals nicht aufgeklärt und verstanden lange nicht, was passiert war. Die meisten Betroffenen, die interviewt wurden, vertrauten sich jedoch einzelnen Personen im Heim an und machten dabei unterschiedliche Erfahrungen.

«Wenn man zum Direktor ging, diese Erfahrung habe ich ja gemacht, dass es dann noch viel schlimmer wird. [...] Er hat mich geschlagen. Ja. Er hat seinen Gürtel herausgenommen und hat – draufgedroschen. [...] Er sagte einfach, das sei unmöglich, was ich da erzähle, und ich solle mein Maul halten.»

Zwei Ehemalige, die sich hilfesuchend an den Direktor wandten, erhielten von diesem schwere Schläge. Eine der beiden, die mit ihrem Gang zum Direktor ihrer durch einen Pater missbrauchten Schwester helfen wollte, erinnert sich: «Er hat mich geschlagen. Ja. Er hat seinen Gürtel herausgenommen und hat – draufgedroschen. [...] Er sagte einfach, das sei unmöglich, was ich da erzähle, und ich solle mein Maul halten. Und – ja. Und dass mir das im Kopf bleibe – ja, genau, das hat er noch gesagt. Damit mir das im Gedächtnis bleibe, zeige er mir jetzt,

was man mit solchen Leuten mache. Ja. Und dann gab es wirklich diese Dresche.»⁶⁴⁰ Von diesem nämlichen Direktor sind von verschiedener Seite sexuelle Übergriffe überliefert.⁶⁴¹ Zwei Interviewte, die von solchen Übergriffen berichten, wandten sich ebenfalls an Erwachsene im Heim. Einer erzählt, er habe sich einem Pater anvertraut, dessen einziger Rat gewesen sei, das Erlebte niemandem zu erzählen, «das ginge niemanden etwas an und so, und er werde sich der Sache annehmen».⁶⁴² Ein weiterer wandte sich an eine Schwester, die ihm aber lediglich riet, er «solle ja nicht mehr [zum Direktor ins Büro] hinaufgehen. Einfach – mich wehren. Oder grad zu ihr kommen».⁶⁴³ Ein anderer erzählte einer ehemaligen Abteilungsleiterin vom Erpressungsversuch eines Paters, der ihn nur gegen Entschädigung durch sexuelle Befriedigung in die Sekundarschule aufnehmen wollte. Die Schwester, die er als «sehr verständnisvolle Frau» in Erinnerung hat, entgegnete jedoch nur, «es sei ja nichts passiert».⁶⁴⁴ Anderen Personen, etwa dem Direktor, vertraute er sich nicht an. «Und zwar schlicht aus dem Grund, weil es hätte mir ja niemand geglaubt. Also – ich glaube nicht, dass, wenn ich zum – äh – zum [...] Direktor – äh – der hätte – der hätte gesagt, ich erzähle ‹Seich›, ich erzähle Mist, oder. Da bin ich ganz sicher.»⁶⁴⁵ Ein Interviewter, der Ende der 1960er-Jahre die Sekundarschule besuchte, wandte sich ebenfalls vergebens an einen Pfarrer sowie zwei Patres im Heim: «[I]ch habe dann einmal [...] den

639 Interview Z 8, Z. 432–435.

640 Interview Z 4, Z. 731–738; auch Z 7 schildert ein ähnliches Erlebnis.

641 Hinweise in Interviews Z 4, Z 8, Z 5.

642 Interview Z 8, Z. 138–139; gleiche Hinweise auch in Interview Z 11, Z. 627–638.

643 Interview Z 5, Z. 333–334. Dieser Ehemalige vertraute sich gleich zwei Personen an: einem Pater und einer Schwester/Gärtnerin.

644 Interview Z 18, Z. 130–137.

645 Interview Z 18, Z. 127–130.

Pfarrer darauf angesprochen [...] , da wollte er nichts davon wissen, also quasi [...] die sexuell belästigt worden sind, die sind so quasi selber schuld. Und das ist – das ist auch eigentlich in Fischingen hinten – ich habe einmal beim – bei diesem Pater [Name] gemeint, ich könne ihm da etwas sagen, und der hat es in die gleiche Seite abgewimmelt, und da hatte es noch einen [...] [Name], und der hat eigentlich eher – der hat es so – auch abgewimmelt, aber, ja, man kann da – so im Sinn, man kann nicht darüber reden. Aber er hat [...] gesagt «wenn Du etwas hast, dann kommst Du wieder.»⁶⁴⁶ Mitschülern vertraute er sich nicht an. «Da hat man einfach nicht davon geredet.»⁶⁴⁷ Jedoch hätten die Jugendlichen hinter vorgehaltener Hand über sexuelle Übergriffe von zwei Patres gesprochen, ohne jedoch Namen zu nennen, wen es getroffen hatte.⁶⁴⁸ «Es ist davon geredet worden, und ich glaube nicht, dass irgendeiner da war, der nichts gewusst hat – also – oder nichts gehört hat. Ob er es geglaubt hat, ist die andere Sache.»⁶⁴⁹ Entsprechend habe er sich gewundert, als er «gelesen habe, dass es Leute gibt, die von nichts gehört und gewusst haben wollen. Ich kann es mir einfach nicht vorstellen.»⁶⁵⁰

In all den genannten Fällen änderte sich jedoch aufgrund der Berichterstattung der Betroffenen nichts. Die Täter verblieben weiterhin im Heim, und es erfolgte trotz der schweren Vergehen keine Strafanzeige.

Obwohl bereits frühe schriftliche Quellen aus den 1930er- und 1940er-Jahren bezeugen, dass sexuelle Übergriffe durch Erzieher durchaus bekannt waren, erinnerten sich die von uns interviewten Erziehenden nicht an solche Vorfälle, wobei sie für die meisten im Nachhinein durchaus vorstellbar sind. Bis in die 1970er-Jahre sei sexualisierte Gewalt im Heim kein Thema gewesen, worüber man offen gesprochen habe: «Also [...] man hat eigentlich nichts gewusst und nicht – nicht geredet. Das blieb unter – unter dem Deckel.»⁶⁵¹

Die Anweisung zur Verschwiegenheit und zur internen Regelung, die keine öffentlich sichtbaren Konsequenzen mit sich bringen durfte, entsprach einerseits heiminternen Gepflogenheiten, denn negative Schlagzeilen waren schlecht für das Image einer Anstalt und konnten sich entsprechend auf den Spendenfluss und die Zöglingszahlen auswirken. Andererseits hatte die «Familie» der Patres auf Geheiss des Engelberger Abts zusammen- beziehungsweise dicht zu halten und Probleme untereinander zu regeln, wobei die starke Hierarchie unter den Ordensleuten ein offenes Gespräch behinderte. Diese interne Gepflogenheit unter Geistlichen hatte nicht zuletzt Bischof Franziskus von Streng noch 1956 an der Diözesansynode in Solothurn propagiert. Er hatte dort vor den Folgen eines Justizverfahrens für die Kirche gewarnt und die Weisung erteilt, der Kirche Mühen zu ersparen, «indem Ihr, wenn Ihr von Vergehen eines Mitbruders höret, wichtige Gründe ausgenommen, niemandem davon etwas saget, sonst geht die Kunde von einem Ende der Diözese ins andere und Ihr würdet euch gegen das Gebot der Liebe und durch Ehrabschneiden versündigen.»⁶⁵² Aber auch noch um 1970 machte der damalige St. Iddazeller Direktor einem beschuldigten Pater lediglich eine «Mitteilung, zur Vorsicht» und verfolgte den Fall nicht weiter.⁶⁵³ Selbst heute noch bekunden Teile der katholischen Kirche und ihrer Institutionen

646 Interview Z 20, Z. 286–295.

647 Interview Z 20, Z. 706.

648 Interview Z 20, Z. 683–706, Z. 862–931. «[...] die haben davon geredet, es wollte aber keiner der sein, den es erwischt hatte» (Z. 685 f.).

649 Interview Z 20, Z. 875–877.

650 Interview Z 20, Z. 895 f.

651 Interview E 5, Z. 311–313.

652 Bischof Franziskus von Streng, Referat gehalten auf der Diözesansynode vom 26.11.1956, zit. in: Ries/Beck, Kirche S. 217.

653 KAF, Diarium P. [Name] 14.01.1969–17.10.1971.

grosse Mühe im Umgang mit dem Thema des sexuellen Missbrauchs und erwecken dadurch in der Öffentlichkeit leicht den Eindruck, dass die Verantwortlichen die Täter weiterhin durch ihr Schweigen oder Verleugnen schützen.⁶⁵⁴

Ob, und wenn ja, wie die Anstalt St. Iddazell Missbrauchsfälle intern regelte, ist kaum überliefert. Die ermahnenden Worte des Abts an einen Pater vor dem Hintergrund früherer Vorfälle stellen dabei eine Ausnahme dar.⁶⁵⁵ Ferner wurde ein sexuell übergriffiger Gärtner um 1950 bei Bekanntwerden seiner Taten entlassen, ebenso um 1970 ein als Aushilfe eingestellter Turnlehrer.⁶⁵⁶ Der ebenfalls schon erwähnte Fall des ehemaligen Zöglings, der während seiner Tätigkeit als Angestellter in der Landwirtschaft im Sommer 1953 im Heim Kinder missbrauchte, gibt weitere Hinweise zum heiminternen Umgang mit den Tätern. Der Fall war bis zum Bischof durchgedrungen. Dem Engelberger Abt gegenüber rechtfertigte der Direktor sein Vorgehen, er habe dem Fehlbaren die «Schwere und Folgen der Tat [...] ernst und deutlich vor Augen gehalten». Als Massnahmen wurden religiöse Disziplinmittel verhängt: Der Strafbare «wurde veranlasst[,] Exerzitien und eine religiöse Jungmännerwoche mitzumachen. Es wird auch geschaut, dass er regelmässig zu den hl. Sakramenten geht.» Seither sei es nur noch zu «Vergehen mit einem jüngeren Burschen» gekommen, doch habe «dieser auch dazu Anlass gegeben». Der Direktor schrieb zudem, er wolle bei der Amtsvormundschaft des jungen Mannes beantragen, «möglichst bald eine Versetzung vorzunehmen». Damit war die Sache für den Direktor erledigt. Sie wurde, trotz Tatbestand, ohne Einschalten der Justiz geregelt. Ob und inwiefern der Vereinsvorstand informiert wurde, ist nicht überliefert.⁶⁵⁷

Die überlieferten Beispiele zum Umgang der Anstalt St. Iddazell mit Tätern deuten auf eine gewisse Vertuschungstaktik der Anstalt hin, wurden doch bei Bekanntwerden von Übergriffen entweder keine Massnahmen ergriffen oder – bei weltlichem

Hilfspersonal – lediglich die Entlassung ausgesprochen.⁶⁵⁸ Zu einer Anzeige kam es unseres Wissens im gesamten untersuchten Zeitraum nicht. Wie eine Untersuchung zu katholischen Kinderheimen im Kanton Luzern zeigt, wurde in solchen Fällen die Reputation der Kirche höher bewertet als das Schicksal der anvertrauten Zöglinge.⁶⁵⁹ Das Ausmass und die Verbreitung der Übergriffe lässt zudem die Vermutung aufkommen, dass sich die Täter auf diese Weise gegenseitig schützten. Die Verantwortlichen zeigten jedenfalls im untersuchten Zeitraum wenig bis gar keinen Willen, das System und die Betriebskultur, die sexuellen Missbrauch und dessen Nichtahndung begünstigten, zu hinterfragen und zu verändern.

2.5.3 Umgang mit Sexualität

Die Sexualität war in der katholischen Kirche bis weit ins 20. Jahrhundert tabubehaftet, das prägte auch

654 Es existieren aber auch andere Vorgehensweisen. Beispielsweise ist der offene Umgang mit der Thematik im Canisius-Kolleg (D) zu nennen wie auch der von der Luzerner Landeskirche in Auftrag gegebene Bericht «Hinter Mauern».

655 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 06.12.1943.

656 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 10.04.1951; Interview Z 12, Z. 338–342.

657 Alle Zitate im Abschnitt: StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 07.09.1954; Interview Z 12, Z. 338–348.

658 Vgl. auch Akermann/Furrer/Jenzer, Bericht Kinderheime, S. 113–119. Die Luzerner Studie zeigt auf, wie stark Gesetzgebung und Praxis auseinanderklafften. Die Einführung des Schweizerischen Strafgesetzbuchs 1942 verschärfe die Strafmasse bei sexuellem Missbrauch, besonders bei schutzbefohlenen Personen wie «Anstaltszöglingen». Vgl. auch Moos, Ingenbohler Schwestern.

659 Vgl auch Ries/Beck, Kirche, S. 242.

St. Iddazell. Während die Sexualität der geistlichen und weltlichen Erziehenden negiert und ausgeblendet wurde, war der Anstaltsbetrieb stark auf die Verhinderung von sexuellen Regungen der Zöglinge fokussiert. In der Beichte interessierte, wie schon oben erwähnt, vor allem das 6. Gebot der Keuschheit. Ein Ehemaliger erinnert sich, wie bis in die 1970er-Jahre den Kindern Geständnisse abgerungen wurden: «Am Samstag musstest du beichten gehen, oder. Das war auch immer eine Prozedur. Er hat dann die Gebote aufgezählt, und dann war das 6. Gebot – ja – äh – < hast du eine Frau unkeusch angeschaut? Hast du dich selber berührt? Wie oft hast du das gemacht? Du hast dich beschädigt. Du hast Gott beleidigt mit deinem sexuellen Verhalten, und du weisst, dass eine Frau etwas «Grusiges» (Ekliges) ist, dass eine Frau nur angefasst werden darf, wenn man ein Kind will, und sonst ist eine Frau etwas Ekelhaftes.» So hat es getönt, oder.⁶⁶⁰ Die Angst vor onanierenden Buben liess die Erziehenden sicher bis in die späten 1950er-Jahre hinein die Unterwäsche der Kinder allmorgendlich kontrollieren.⁶⁶¹ In diesen Zusammenhang ist wohl auch der oben beschriebene diskriminierende Umgang mit Bettlässenden zu stellen. Wenn Buben beim Onanieren von Schwestern erwischt wurden, wie um 1960 laut einem Ehemaligen eine «ganze Abteilung», gab es vom Direktor persönlich «eine Tracht Prügel».⁶⁶² Mitte der 1970er-Jahre gab es noch Knaben, denen ein Medaillon in den Hosenschlitz eingenäht wurde, quasi als «Beschwörung gegen die Onanie».⁶⁶³ Aus der Zeit Ende der 1960er-Jahre berichtet ein ehemaliger Sekundarschüler, dass ein Pater ihm die Texte eines Beatles-Albums wegnahm, weil in einem der Musikstücke eine sexuelle Anspielung vorkam.⁶⁶⁴ Außerdem wurde der Kontakt zwischen Mädchen und Buben möglichst strikte unterbunden.

Eine Aufklärung der Kinder und Jugendlichen fand bis weit in die 1960er-Jahre kaum statt, ja wurde teils verhindert. Wenn sich Jugendliche untereinander austauschten, zog das Sanktionen nach sich, wie

«[...] du weisst, dass eine Frau etwas «Grusiges» ist, dass eine Frau nur angefasst werden darf, wenn man ein Kind will, und sonst ist eine Frau etwas Ekelhaftes.»

im Fall eines Mädchens, das um 1960 in Fischingen war. Es habe mit anderen Mädchen im Versteckten über die eigene Geschlechtlichkeit (Periode), Geschlechtsverkehr («wie Frauen die Kinder bekommen»), über Verhütung («Pariser») und über Homosexualität («Wollige») gesprochen, wie die Mädchen gegenüber der Anstalsleitung schriftlich bekannten. Die verhörten Mädchen wollten angeblich bei geschlechtlichen Themen jeweils nicht hinhören («[I]ch sagte ich will gar nichts wissen davon»), wussten oft nicht, wovon die Sprache war (Periode, Homosexualität) und waren wohl überhaupt nicht aufgeklärt. Das betreffende Mädchen wurde daraufhin in eine andere Anstalt versorgt.⁶⁶⁵ Ein Ehemaliger erinnert sich, wie eine Schwester ihn trotz allem unbeholfen aufzuklären versuchte: «[...] hat sie mich zu sich in die Zelle genommen, [...] mit mir da – ja – mich versucht irgendwie aufzuklären, oder – sie ist – sie ist da mit den – Blümli und – und Bienli, um so Zeugs gegangen, oder. Sie ahnte gar nicht, dass ich mehr weiss, als sie mir erklären wollte, oder (lacht).»⁶⁶⁶

660 Interview Z 7, Z. 197–204; ähnlich auch Interview Z 11, Z. 702–706.

661 Interview Z 8, Z. 184–189.

662 Interview Z 6, Z. 372–381.

663 Interview E 7, Z. 89–101.

664 Interview Z 10, Z. 261–278.

665 StATG 8'943, 6.2.1/707: diverse schriftliche Aussagen von Mitschülerinnen von August bis Oktober 1960.

666 Anlass für dieses aufklärende Gespräch gab die Abteilung onanierender Jungen (siehe oben), Interview Z 6, Z. 385–390.

Dass Kinder auf der Abteilung oder in der Schule aufgeklärt wurden, setzte sich erst ab den späten 1960er-Jahren durch, war aber auch da noch sehr von der Erziehungsperson abhängig, wie ein ehemaliger Erzieher schildert: «Also, sexuelle Aufklärung auf der Gruppe hat man da eigentlich nicht viel gemacht. Man hat in Einzelgesprächen, wenn man einmal auf ein Thema gekommen ist, ist man darauf eingegangen, und eigentliche Aufklärung hat man damals eher in der Schule – gemacht. Aber, das war eigentlich dem Lehrer überlassen. Weil, wenn ein Lehrer das konnte, dann hat er – hat er es gemacht. Und es gab natürlich Lehrer, die das nicht konnten. Und dann war es auch gescheiter, wenn sie nichts – wenn sie es nicht gemacht haben.»⁶⁶⁷ Dass die Aufklärung der Kinder durch einen Pater noch Mitte der 1960er-Jahre in einem Film über Bienen und Blumen bestand und dass er die Situation für sexuelle Übergriffe missbrauchte, ist oben bereits beschrieben worden.⁶⁶⁸

Auf die Frage, ob er in den 1950er-Jahren aufgeklärt worden sei, gab ein Ehemaliger folgende Antwort: «Ja, indem man mir eben gesagt hat, [...] dass eine Frau etwas Miserables ist, oder, und – äh – man hatte eigentlich ein recht schlechtes Bild von den Frauen, aber aufgeklärt wurde man eigentlich nicht. Nein. Es war einfach ein – Verunglimpfen von den Frauen gewesen, oder, von diesen Pfaffen.»⁶⁶⁹ Das misogynie Frauenbild,⁶⁷⁰ das die Patres vermittelten, spiegelte sich auch im homophoben Bild von (vermeintlich) Homosexuellen, wovon ein Hinweis in einem Kinderdossier zu finden ist: Ein Jugendlicher wurde als «sexuell sehr gefährlich» für seine Kameraden eingestuft, er habe unter anderem eine «seltsame Neigung», sich als Mädchen oder Dame zu kleiden. «Natürlich lasse ich ihn bei diesem verkehrten Tun nicht gewähren. Aber immer wieder, besonders wenn er sich unbeobachtet fühlt, gefällt er sich in dieser Rolle. Parallel dazu hat er auch sonst viel Mädchenhaftes in seinem Wesen, z. B. drückt er sich

vom Jägerball-Spiel, aus Furcht, er könnte einen etwas scharf geschossenen Ball erwischen.»⁶⁷¹

Im Fokus der Bemühungen um Keuschheit standen immer die Kinder und Jugendlichen. Es ist keine kritische Selbstreflexion der Erziehenden überliefert; diese setzte erst in einem gewissen Mass um 1980 ein, als das Thema «sexuelle Übergriffe» auch in der Weiterbildung behandelt wurde.⁶⁷² Grundsätzlich schätzten die geistlichen Erziehenden die (vermeintlich) sexuell auffälligen Kinder beziehungsweise deren Herkunft negativ ein. Sie kämen aus «ungünstigen Milieus» und seien «erblich in verschiedener Hinsicht ungünstig belastet».«⁶⁷³ Die Erziehung der Zöglinge zur Sittlichkeit war entsprechend ein wichtiges Erziehungsziel, und der Unterbindung von sexuellen Regungen und Aktivitäten wurde viel Aufmerksamkeit geschenkt.

2.6 Freundschaften, Gewalt und Hierarchien unter den Zöglingen

Freundschaften unter Zöglingen wurden im Kinderheim, im Gegensatz zum Sekundarschulinternat, durch die Erziehenden in der Regel nicht gefördert oder geschätzt. So schildert ein Geschwisterpaar, wie es 1950 aus Fischingen versetzt wurde, ohne sich von seinen Freunden verabschieden zu können.⁶⁷⁴ Den Zusammenhalt untereinander und den Anschluss an

667 Interview E 5, Z. 253–263.

668 Interview Z 9, Z. 313–319.

669 Interview Z 7, Z. 511–515.

670 Davon betroffen waren selbst Nonnen, die abschätzig als «monialis bis mulier», als «doppeltes Websstück» betitelt wurden, vgl. StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief vom 30.12.1954.

671 StATG 8'943, 6.2.1/1329: Schreiben vom 14.01.1966.

672 Interview E 5, Z. 322–335.

673 StATG 8'943, 6.2.1/1126: Schreiben vom 22.01.1954.

674 Interview Z 3 und Interview Z 2, Z. 350–353.

andere Kinder erlebten die befragten ehemaligen Heimkinder unterschiedlich. Einige berichten von Freundschaften. Eine Ehemalige erinnert sich zurück an die 1950er-Jahre: Drei Mädchen seien geflohen, und nun hätten die Erziehenden von den Verbliebenen Einzelheiten zur Flucht herausfinden wollen. «Und wir haben immer gesagt, wenn etwas ist, dann deckt man sich gegenseitig. Also wir wurden wahnsinnig hart bestraft, als die versucht haben, das aus uns rauszubekommen. Wir mussten in den Waschraum, da haben die so Scheite geholt von dort drüben eben, und wir mussten draufknien, und am Anfang, die erste Stunde, mussten wir die Arme ausstrecken, und man hat Bücher draufgepackt. Und das musste – musste man aushalten. Also – ich weiss, es waren nicht alle gleich stark. Die einen sind dann zusammengebrochen und haben nur noch geweint, und – ja – und die anderen haben versucht, es auszuhalten, ja, aber irgendwann haben wir die Bücher halt einfach fallen lassen, und – aber – es musste dann jede zum Direktor.»⁶⁷⁵ Sie hatte zuvor mit einer Gruppe von Mädchen im Holzschoß einen Rückzugsort geschaffen, wo «man mal ein privates Wort reden konnte. Und mal so richtig über die Nonnen herfahren. Sich Luft machen.»⁶⁷⁶ Auch andere Ehemalige erinnern sich an diesen Zusammenhalt unter den Kindern, auch habe das «Buschtelefon» relativ gut funktioniert.⁶⁷⁷ Einer sagt sogar im Rückblick, er habe die Liebe von den anderen Kindern erhalten, die er von seinen Eltern nicht bekommen habe.⁶⁷⁸ Ein

«Wir haben zusammengehalten. Aber [...] wenn du die schwarzen Männer sahst, wenn sie zu fünf aufgetreten sind, [...] da hast du Angst.»

anderer griff ein, als ein Lehrer ein Mädchen übel traktierte, entriss ihm den «Knebel» und schlug ihm

diesen über den Kopf.⁶⁷⁹ Eine Interviewte erzählt, wie sie einer Bettnässerin half, indem sie unbemerkt das nasse Leintuch gegen ihr trockenes vertauschte und ihr damit wenigstens ab und zu die morgendlichen Schläge ersparte.⁶⁸⁰

Der Zusammenhalt kannte jedoch auch Grenzen: «Wir haben zusammengehalten. Aber es ist natürlich, äh, wenn du die schwarzen Männer sahst, wenn sie zu fünf so aufgetreten sind, so wie ein Kommando, das irgendwie gegen dich lief, da hast du, bist du eingeschüchtert, da hast du Angst.»⁶⁸¹ Und so berichten einige Ehemalige, dass sie trotz eines gewissen Masses an Zusammenhalt schliesslich «Einzelkämpfer» waren: «Vorher habe ich das eigentlich noch ein wenig verherrlicht als Zusammenhalt, aber – es stimmt nicht. Im Nachhinein – äh – es war jeder für sich. Man war ein Einzelkämpfer. Man hatte soviel zu tun mit sich selbst und zu sehen, dass man klarkommt mit diesen Bedingungen, die geherrscht haben, dass man – äh – gar keinen Zusammenhalt haben konnte. Man hat einander in kleinen Sachen geholfen.»⁶⁸² Oder, wie sich eine weitere Ehemalige erinnert: «Wir hatten einfach immer – je-

«[...] jedes hat einfach seine eigene Haut gerettet.»

des hatte Angst, oder. Jedes hat geschaut – äh – gut wegzukommen, oder [...] jedes hat einfach seine

675 Interview Z 4, Z. 365–374.

676 Interview Z 4, Z. 354–355.

677 Weitere Hinweise in den Interviews Z 7, Z 11, Z 10, Z 13, Z 8.

678 Interview Z 14, Z. 686–690.

679 Interview Z 16, Z. 482–489.

680 Interview Z 15, Z. 62–111.

681 Interview Z 8, Z. 323–326.

682 Interview Z 4, Z. 120–125.

eigene Haut gerettet, oder.»⁶⁸³ Einzelne kannten keine Freundschaften oder lediglich eine einzige.⁶⁸⁴

Im Sekundarschulinternat scheinen Freundschaften unter den Jugendlichen viel eher möglich gewesen zu sein. Ehemalige berichten zudem von einem grundsätzlich guten Zusammenhalt innerhalb der Gruppe. Allgemein scheint sich da das Klima im Heim geöffnet zu haben, und die Jugendlichen lebten, mit Ausnahmen allerdings, nicht mehr in der oben beschriebenen Angst.⁶⁸⁵

Es kam vor, dass gerade unter den Knaben klare Hierarchien herrschten. Ein ehemaliger Sekundarschüler beispielsweise erinnert sich, wie er bei Musik spielenden Jugendlichen Aufnahme fand und als Gitarrist in der Rangordnung hochstieg: «Ich wurde auch von einem vor allem immer blöd ‹angemacht›, bis er dann gemerkt hat, dass ich ziemlich gut Gitarre spielen kann. Dann hat er mich in Ruhe gelassen (lacht). Und das war eben damals ein Thema, oder weil, wir Gitarristen waren da die Helden (lacht).»⁶⁸⁶

«[...] dann habe ich natürlich geweint [...] und wurde natürlich sofort gehänselt von den anderen, das ist einer – einer der schlimmsten Tage gewesen.»

Andere Kinder hingegen wurden zu Aussenseitern.⁶⁸⁷ Bei den Knaben wurden gerade schwächere und empfindlichere Kinder ausgestossen. «Und das Traurige ist dann eben gewesen, die Schwächeren sind dann geplagt worden», äussert sich ein Ehemaliger.⁶⁸⁸ Ein anderer erinnert sich an seine erste Zeit in Fischingen: «[...] dann habe ich natürlich geweint, ich war damals noch ein Bub, und wurde natürlich sofort gehänselt von den anderen, oder, ‹oh schau mal, der andere, dieses Weichei, der ‹brüelet› (weint)›, und – äh – ja, das ist ein – das ist

einer – einer der schlimmsten Tage gewesen. [...] Die ersten drei Monate, das Einleben, sich ein bisschen durchellenbögen, durchkämpfen, das System verstehen, was musst du machen, damit du mit den anderen klarkommst, das ist ähnlich wie im Gefängnis. Nur, im Gefängnis hat es mir besser gefallen, weil im Gefängnis wurde ich nicht geschlagen. Wurde ich nicht misshandelt.»⁶⁸⁹ Später mauserte sich der Besagte zu einem «Leadertyp», der sich auch mal mit Gewalt für Geplagte einsetzte, wofür er jedoch Strafen kassierte und sogar eingesperrt wurde.⁶⁹⁰ Auch unter den Sekundarschülern gab es Hierarchien oder «Rivalitäten», wenn sie auch anders definiert wurden, wie ein Ehemaliger berichtet: «[...] wir hatten da so gewisse Rivalitäten. Aber das ist eben auch viel um Mädchen und Imponiergehabe und so weiter gegangen. Fussball war natürlich noch etwas Alltägliches, muss ich sagen, wo wir – auch dort war natürlich eine gewisse Rivalität und im Sport.»⁶⁹¹

Von überbordenden Aggressionen und Gewalt unter den Kindern und Jugendlichen berichten wenige. Eine Messerstecherei (nach Hänseleien) und eine aussergewöhnliche Schlägerei blieben den Ehemaligen als einmalig in Erinnerung, ansonsten empfanden sie den Umgang unter den Zöglingen selbst nicht als besonders gewalttätig.⁶⁹² «Man hat auch

683 Interview Z 1, Z. 546–549.

684 Hinweise in den Interviews Z 5 und Z 6.

685 Hinweise in den Interviews Z 10, Z 13, Z 11.

686 Interview Z 10, Z. 241–245. Weitere Hinweise z. B. in Z 18, Z. 379–388.

687 Hinweise in den Interviews Z 10, Z 13, Z 5, Z 7, Z 6, Z 8, Z 17, E 3.

688 Interview Z 16, Z. 711 f.

689 Interview Z 7, Z. 47–57.

690 Interview Z 7, Z. 471–481.

691 Interview Z 13, Z. 231–235.

692 Hinweise in den Interviews Z 7, Z 10 (Messerstecherei), Z 5, Z 8, Z 13 (Schlägerei), Z 20; Hinweise auf Gewalt auch in STATG 8'943, 6.2.1/643 und 1064.

gerammelt. Man hatte auch ab und zu Streit, das ist logisch. Wenn so viele beieinander sind, oder.»⁶⁹³ Auch die befragten Erziehenden zeichnen dieses Bild. Einer von ihnen schätzte die diesbezügliche Situation nicht anders ein als in anderen Schulen: «Natürlich haben sie einander manchmal eine «geschmiert» (lacht), aber so im Rahmen wie – wie andere Kinder auch. Wie das auch auf dem Pausenplatz in der öffentlichen Schule passiert. Aber – ausserordentlich – kann ich mich an nichts erinnern.»⁶⁹⁴

Hingegen gibt es zahlreiche Hinweise auf sexuelle Kontakte oder Liebeleien unter den Kindern, obwohl dies die Erziehenden mit allen Mitteln zu verhindern suchten. Mädchen und Buben wurden möglichst strikt beaufsichtigt und voneinander getrennt.⁶⁹⁵ Häufig und vor allem in schriftlichen Quellen überliefert sind sexuelle Kontakte oder Spielereien unter Jungen,⁶⁹⁶ manchmal gleich abteilungsweise. Dies muss schon früh ein Thema gewesen sein. So berichtete ein Pater 1952 dem Abt in Engelberg, was er von einem Ehemaligen über frühere Zeiten, also vor der Ankunft der Patres 1943, erfahren hatte: «[E]s sei mehrmals vorgekommen, dass die grösseren Buben in der Nacht den Schlafsaal von innen abschlossen. Dann hätten sich alle vollständig ausgezogen, seien einander über die Betten nachgerannt und hätten auch weniger harmlose Sachen gemacht.»⁶⁹⁷ Auch im Jahr 1954 erkundigte sich diesbezüglich ein Rechtsanwalt besorgt über die Zustände in Fischingen: «Im Gespräch mit [Name eines ehemaligen Heimjungen] habe ich erfahren, dass es unter den Zöglingen Ihrer Anstalt nicht nur oft vorkomme, sondern fast üblich sei, dass gegenseitig onaniert werde.»⁶⁹⁸

Aber auch Kontakte zwischen Mädchen und Jungen sind überliefert. Die Jugendlichen gingen dabei erfinderisch vor, beispielsweise indem Briefe geschmuggelt wurden.⁶⁹⁹ Einige wenige Sekundarschüler schafften es, trotz der abgeschlossenen Situation sogar Liebschaften mit Dorfmädchen zu unterhalten.⁷⁰⁰ Solche Liebschaften und sexuellen Kontakte

wurden vom Heim nicht toleriert und zogen Strafen sowie die Androhung der Wegweisung aus dem Internat nach sich.⁷⁰¹ Ein Junge, der zwei andere verführt haben sollte, wurde 1945 nach Knutwil überwiesen.⁷⁰² Ferienverbote oder andere Strafen wie die Benachrichtigung der Eltern waren weitere Konsequenzen.⁷⁰³ An einen einzigen «offiziellen» Kontakt Ende 1960er-Jahre erinnert sich ein ehemaliger Sekundarschüler. An der Fasnacht durften die Internatschüler – und nur diese – mit den Mädchen der Abteilung «Sunneschy» tanzen.⁷⁰⁴

3 Beizug von Experten

Dieses Kapitel zeigt auf, in welchen Situationen das Kinderheim St. Iddazell Leistungen von externen Fachstellen in Anspruch nahm und wo langfristig eine Zusammenarbeit bestand. Mit der Fokussierung des

693 Interview Z 16, Z. 729–730.

694 Interview E 5, Z. 288–291.

695 Viele Ehemalige erinnern sich an eine strikte Trennung von Mädchen und Buben, Hinweise in den Interviews Z 5, Z 4, Z 8, Z 6, Z 10, Z 11, Z 1, E 6, Z 9, Z 2, Z 3, Z 16, Z 18.

696 Hinweise in: StATG 8'943, 6.2.1/903, 1040, 1126, 1248, 1329; AIM Fischingen, 1956– September 1957, V.1.7.23; Interviews E 5 und Z 7.

697 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom «Sti. Brunonis Conf.» [06.10.]1952.

698 StATG 8'943, 6.2.1/1126: Schreiben vom 19.01.1954.

699 Hinweise in: Interviews E 5, Z 7, E 6, E 3, Z 10, Z 18; StATG 8'943, 6.2.1/707, 902, 903, 1609, 1637 und 2232.

700 StATG 8'943, 6.2.1/707, 1960; Interview Z 10, Z. 382–389 (um 1968).

701 StATG 8'943, 6.2.1/226: Notiz und Brief vom 25.05.1973 und 30.12.1973.

702 Versetzung nach Knutwil: StATG 8'943, 6.2.1/1564.

703 Benachrichtigung der Eltern: Interview Z 10; StATG 8'943, 6.2.1/1609. Ferienverbot: StATG 8'943, 6.2.1/1609. Strafen: StATG 8'943, 6.2.1/1609.

704 Interview Z 10, Z. 354 f.

Heims auf Zöglinge, die auf eine Sonderschulung angewiesen waren, stiegen die an das betreuende Personal und das Kinderheim gestellten Anforderungen, denen man jahrelang eher schlecht als recht nachzukommen versuchte. Externe Hilfe wurde nur selten beansprucht. Fachmännische Ratschläge von Experten auf dem Gebiet der Erziehung wurden nur gelegentlich entgegengenommen, ebenso kaum heilpädagogische, psychologische oder psychiatrische Gutachten und Abklärungen in Auftrag gegeben.

Eine eigentliche Wende lässt sich um 1960 feststellen: Damals rückte zum einen die Zukunft der Zöglinge nach dem Heimaufenthalt vermehrt ins Blickfeld. Das schlug sich in einer regelmässigen Konsultation von Berufsberatungsstellen nieder. Zum anderen bedeutete für St. Iddazell die Einführung der Invalidenversicherung (IV) 1960 einen entscheidenden Einschnitt. Wollte man Gelder der IV in Anspruch nehmen, mussten mittelfristig Bedingungen in Bezug auf die Ausbildung des Personals und die Heiminfrastruktur erfüllt werden. Aber auch die Zöglinge selbst mussten bestimmte Kriterien erfüllen, um von der IV unterstützt zu werden. Zu diesem Zweck mussten sie von einer anerkannten Fachstelle abgeklärt werden. Diese Abklärungen mittels Elektroenzephalogrammen (EEG) und Intelligenztests erfolgten in der damals offenbar einzigen dafür geeigneten kantonalen Institution, der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen.

Seit den 1960er-Jahren wurde eine weitere Gruppe von St. Iddazeller Zöglingen nach Münsterlingen geschickt. Dabei handelte es sich um Kinder und Jugendliche, die meist als «normalintelligent», aber «verhaltensauffällig» bezeichnet und von der Klinik einer medikamentösen Behandlung unterzogen wurden. Im Raum steht damit der Vorwurf von Medikamentenversuchen an Zöglingen des Kinderheims St. Iddazell, wie er in den letzten Monaten und Wochen in den Medien erhoben wurde.⁷⁰⁵ Im Fokus dieser Thematik, die aktuell hohe Wellen wirft,⁷⁰⁶ stehen die Münsterlinger Klinik und die Schweizer Pharma-

industrie. Die historische Aufarbeitung der klinischen Forschung mit Psychopharmaka in der Schweiz nach 1950 steckt erst in den Anfängen.⁷⁰⁷ Dieser Abschnitt bietet einen ersten Einblick in die Zusammenarbeit des Kinderheims St. Iddazell mit der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen. Es werden Einzelfälle dokumentiert, die keine abschliessende Beurteilung zulassen. Der die Klinik Münsterlingen betreffende Nachlass des Chefarztes Roland Kuhn (1912–2005) befindet sich aktuell noch in der Erschliessungsphase im Staatsarchiv des Kantons Thurgau.⁷⁰⁸

3.1 Heilpädagogische und psychologische Abklärungen

Ab ungefähr 1940 gelangten verschiedene Zöglinge über einen Aufenthalt in heilpädagogisch-psychiatris-

705 «Tages-Anzeiger», 20.11.2012: «Die Experimente von Münsterlingen»; «Tages-Anzeiger», 18.01.2013: «Die Experimente von Münsterlingen waren zahlreicher als angenommen»; «Beobachter», 3/2014: «Die Experimente des Dr. Kuhn».

706 Beispielsweise wurden im Jahr 2012 Medikamentenversuche der DDR aufgedeckt, in die teilweise auch schweizerische Pharmakonzerne involviert waren, vgl. Hoge/Optitz/Schuler, Tests und Tote, Fernsehfilm Deutschland 2012; vgl. auch Angeli/Hostettler, Medikamentenversuche, Beobachter 13/2013, http://www.beobachter.ch/justiz-behoerde/gesetze-recht/artikel/medikamentenversuche_wieschweizer-pharmafirmen-ddr-patienten-ausnutzen/#; zu Münsterlingen vgl. Hostettler, Beobachter 3/2014. Zu den Münsterlinger Medikamentenversuchen vgl. auch das Radio-Feature mit dem Titel «Ich will ein Geständnis» – Medikamentenversuche in der Schweiz von Charly Kowalczyk, das am 21.10.2014 im Deutschlandfunk, am 01.11.2014 im WDR, am 08.11.2014 im BR2 und am 29.05.2015 auf SRF2 gesendet wurde; vgl. <http://www.charly-kowalczyk.de/content.php?c=aktuelles> (Stand: 26.11.2014).

707 Brandenberger, Psychiatrie und Psychopharmaka.

708 Gesichtet wurden Patientendossiers aus den Münsterlinger Akten, auf die wir aufgrund von Hinweisen in den Fischinger Dossiers gestossen sind. Zudem erhielten wir Einblick in sogenannte Forschungsdossiers.

schen Beobachtungsstationen wie Oberziel in St. Gallen oder Bethlehem in Wangen bei Olten nach Fischingen. In den Dossiers dieser Kinder befindet sich in der Regel ein ausführlicher Beobachtungsbericht der zuständigen Untersuchungsperson.⁷⁰⁹ Diese Berichte beinhalten eine detaillierte Anamnese über die häuslichen Verhältnisse der eingewiesenen Kinder und deren «Heredität», also der möglichen erblichen Vorbelastungen. Weiter geben sie ausführlich Auskunft über die Ergebnisse der ärztlichen Untersuchungen, die üblicherweise aus körperlichen Abklärungen sowie einer psychiatrischen und heilpädagogischen Begutachtung bestanden. Beobachtungsberichte von Kindern, die schliesslich nach Fischingen gebracht wurden, endeten oft mit einer Empfehlung, das Kind zu bevormunden und auf unbestimmte Zeit in einer Anstalt zu versorgen.⁷¹⁰ Ebenfalls enthielten vereinzelte Berichte Erziehungsempfehlungen an die Betreuerinnen und Betreuer des entsprechenden Kindes oder Jugendlichen.⁷¹¹

«Von Seiten der Erzieher ist nicht nur eine unerbittliche Konsequenz (verbunden mit täglicher Selbstkontrolle des Knaben), sondern zugleich auch eine verständnisgetragene Liebe (massvolle Befriedigung des infantilen Liebesbedürfnisses) gefordert.»

In den gesichteten Dossiers kommt es nicht vor, dass Kinder von St. Iddazell aus zu Abklärungen in eine Beobachtungsstation eingewiesen werden. Hingegen wurden in einigen wenigen Fällen in Fischingen selbst Abklärungen vorgenommen. Um 1950 bemühte sich der damalige Direktor kurze Zeit sehr engagiert um eine regelmässige Zusammenarbeit St. Idazells mit externen Fachkräften. In einem Schreiben an den Abt von Engelberg berichtete der Direktor von einem Treffen mit dem für Oberziel zuständigen St. Galler Arzt. Fortan seien regelmässige Besuche des

Arztes in Fischingen geplant: «Wir können ihm schwierige Kinder stellen, und er wird uns Anleitungen zu richtiger Führung geben. Mir scheint es sehr wichtig zu sein!! Es passieren auch den <guten> Erziehern immer noch böse Schnitzer.»⁷¹² Ein in Fischingen tätiger Pater hielt in seinem Tagebuch einige Sätze

709 Vgl. z. B. die Dossiers StATG 8'943, 6.2.1/117, 597 und 1886; kein Bericht in StATG 8'943, 6.2.1/309 [1944]. Weitere Dossiers mit Hinweisen auf Aufenthalt in Beobachtungsstationen: 1115 [Wangen 1963], 1067 [Wangen zirka 1971], 745 [vor 1966], 2017 [Brüsshalde, vor 1968], 1710 [1958], 1692 [Steinen 1968], 1567 [vor 1958], 919 [Oberziel vor 1956], 903 [Oberziel 1951], 834 [Wangen 1940], 814 [Oberziel vor 1959], 597 [Oberziel 1949], 537 [Oberziel, zirka 1951], 400 [vor 1956], 2232 [Enggisstein/Worb, nach Austritt, zirka 1960], 1886 [Oberziel 1955], 1756 [Rüfenach, 1960], 1051 [Rüfenach, 1960], 157 [Wangen 1967].

710 Vgl. z. B. StATG 8'943, 6.2.1/537: Bericht der heilpädagogisch-psychiatrischen Beobachtungsstation Oberziel, zirka 1951.

711 Für einen gemäss Bericht von «Debilität», «Psychopathie» und «Schizophrenie» betroffenen Zögling hinterlassen die Verfasser des Berichts folgende Erziehungsanweisungen für das zukünftige Erziehungspersonal des Jungen: «Von Seiten der Erzieher ist nicht nur eine unerbittliche Konsequenz (verbunden mit täglicher Selbstkontrolle des Knaben), sondern zugleich auch eine verständnisgetragene Liebe (massvolle Befriedigung des infantilen Liebesbedürfnisses) gefordert, die es nicht unterlässt, [Name] immer wieder mit lobenden Worten und kleinen Belohnungen aufzumuntern und anzuspornen. Die bei ihm ziemlich stark wirksamen intellektuellen und sozialen Minderwertigkeitsgefühle rufen unbedingt nach diesem Entgegenkommen. [...] Da [Name] <schwer von Begriff ist (langsame Auffassung, Hängenbleiben an Nebensächlichkeiten) muss ihm alles sehr genau und immer wieder erklärt werden. Diese Hilfe trägt wesentlich dazu bei, seine Arbeitslust zu wecken und wach zu erhalten. [...] Als Strafarten kommen in Betracht Verzicht, z. B. Ausschluss aus der Gemeinschaft und Isolation mit sinnvoller Beschäftigung.»: StATG 8'943, 6.2.1/1886: Bericht der heilpädagogisch-psychiatrischen Beobachtungsstation Oberziel vom 8.10.1955.

712 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief vom 20.12.1948.

über einen solchen Besuch fest: «Herr Dr. [Name], St. G. kommt wieder zur Begutachtung von 4 Kindern [...]. Nach der Einzelkonsultation kamen alle Abteilungsleiter zusammen [...]. Dr. [Name] erklärte einige wichtige Grundelemente der Heilpädagogik (Psychopathie; affektiver Rapport; Schwererziehbarkeit als Anlage, nicht bloss Milieuschädigung usw.).»⁷¹³

Dass ein externer Psychiater zur Begutachtung von Zöglingen und der gleichzeitigen Weiterbildung des Erziehungspersonals nach Fischingen kam, blieb aber Episode. In St. Iddazell verzichtete man rasch wieder auf die Meinung von Experten. Offenbar war man der Meinung, das wenige eigene Personal mit heilpädagogischen Kenntnissen sei ausreichend für die Betreuung der Zöglinge.

Es vergingen mehrere Jahre, bis man in Einzelfällen Schulpsychologen zu Rate zog. Kurz vor 1960 wurde beispielsweise wegen Schulschwänzen und Diebstählen eines Zöglings ein psychologisches Gutachten in Auftrag gegeben,⁷¹⁴ und im Juni 1969 wurde ein Zögling von einem kantonalen Schulpsychologen wegen einer Sprachstörung untersucht und in der Folge von einer Sprachheillehrerin behandelt.⁷¹⁵

Es kann also festgehalten werden, dass St. Iddazell kaum Gebrauch machte von den bestehenden Angeboten externer Fachstellen oder Experten. Das ist umso erstaunlicher, als das Heim nicht nur eine ganze Reihe entsprechend abgeklärter Kinder aufnahm, sondern sich selbst mit den Spezialklassen auch zunehmend als Anstalt mit einem Sonderschulangebot profilieren wollte.

3.2 Berufsberatung

Anders verhielt es sich mit der Inanspruchnahme von professionellen Berufsberatungsstellen. Ab den 1960er-Jahren finden sich in den Zöglingsdossiers der grösseren Buben derart häufig Hinweise auf Besuche bei Berufsberatern, dass von einem sys-

matischen Einsatz der Berufsberatung als externer Konsultationsstelle ausgegangen werden kann. Dies gilt allerdings nicht für Mädchen. Obwohl es seit 1922 eine Thurgauische Zentralstelle für weibliche Berufsberatung gab, scheint diese von St. Iddazell kaum bemüht worden zu sein.⁷¹⁶ Es existieren auch nur wenige Hinweise darauf, dass man sich wenigstens Gedanken über die berufliche Zukunft der jungen Frauen nach der Entlassung aus St. Iddazell machte. Von systematischen Abklärungen wie bei den jungen Männern kann keine Rede sein.⁷¹⁷ Der weitere Lebensverlauf der Mädchen scheint in traditioneller Weise auf die Rolle als Mutter und Hausfrau ausgerichtet gewesen zu sein. Bei den jungen Männern hingegen liess die «Zentralstelle der kantonalen männlichen Berufsberatung» des Kantons Thurgau der Direktion St. Iddazell im Anschluss der Besuche der Zöglinge eine ausführliche Dokumentation zukommen. Ein beispielhafter Bericht aus dem Jahr 1970 begann mit einem Abriss über die bisherige Schulkarriere des entsprechenden Jungen, gefolgt von der Überschrift «Unsere Feststellungen», worunter «körperliche Belange», «intelligenzmässige Gesichtspunkte» und der «Charakter» abgehandelt wurden. Der Bericht schloss mit zusammenfassenden Feststellungen so-

713 KAF, Chronik P. [Name] November 1949–Dezember 1968: Eintrag vom 22.06.1950.

714 Vgl. z. B. StATG 8'943, 6.2.1/350.

715 StATG 8'943, 6.2.1/1115.

716 Für die späten 1970er-Jahre gibt es einen Hinweis, dass die Dienste der Zentralstelle für weibliche Berufsberatung in Anspruch genommen wurden. Für eine Schülerin des Sonderschulheims Chilberg wurde nach einer «Coiffeuse-Anlehrstelle» gesucht: StATG 8'943, 11.6/22.2: Brief vom 02.02.1978.

717 StATG 8'943, 6.2.1/1637: Brief der Direktion von St. Iddazell (vermutlich) an den Vormund vom 03.02.1965; StATG 8'943, 6.2.1/1067: Hinweis auf Berufsberatung im Kanton Luzern.

wie in der Regel sehr konkreten Empfehlungen bezüglich Berufswahl oder weiterer Schulung.⁷¹⁸ So empfahl die Berufsberatung für einen Zögling, der von 1970 bis 1972 in Fischingen die Sekundarschule besuchte, beispielsweise eine «Berufsausbildung in der Richtung eines Laboranten».⁷¹⁹ Für einen anderen, als «schwererziehbar» eingestuften Zögling, der 1965 die Berufsberatungsstelle besuchte, wurde eine Stelle als «Heimbursche» oder bei einem Handwerker mit Familienanschluss in Betracht gezogen. Später könnte vielleicht über eine Anlehre nachgedacht werden.⁷²⁰

Die Häufigkeit, mit der die Dienste der Berufsberatungsstelle in Anspruch genommen wurden, zeigt auf, dass die Frage, was mit den männlichen Schulabgängern im Anschluss an ihre Zeit in Fischingen geschehen sollte, schwer wog. Besonders die Zukunft jener Jugendlichen, die es aufgrund ihrer schulischen Voraussetzungen nicht leicht hatten, in der Berufswelt Fuss zu fassen, bot Anlass zu Sorge und vorsichtigen Sondierung beruflicher Aussichten.

3.3 Psychiatrische Klinik Münsterlingen

«Müsst ihr wieder nach Münsterlingen-Seeseite?» Diesen spöttischen Satz habe sich eine Gruppe Zöglinge aus St. Iddazell, die in den 1970er-Jahren regelmässig nach Münsterlingen gefahren wurde, oft von den Kameraden anhören müssen, berichtet ein Betroffener.⁷²¹ Der Ausdruck «Münsterlingen-Seeseite» spielte auf die Psychiatrische Klinik Münsterlingen an, wo vermeintlich verhaltensauffällige und schulisch schwache Zöglinge des Kinderheims St. Iddazell abgeklärt und untersucht wurden. Teilweise handelte es sich um lediglich einen Besuch, der die Durchführung eines Intelligenztests zum Ziel hatte, manchmal handelte es sich aber auch um eine ambulante Intensivbehand-

lung, die mehrere Besuche des Zöglings in Münsterlingen bedingte.

Das «Gesetz über die Abänderung des Gesetzes über das Unterrichtswesen» aus dem Jahr 1964 besagte, dass «Kinder mit körperlichen oder geistigen Gebrechen, die dem Unterricht in der normalschule nicht zu folgen vermögen, [...] nötigenfalls auf Grund eines ärztlichen Gutachtens, einer besonderen Schulung zuzuführen» seien.⁷²² In der dazugehörigen Verordnung hiess es zudem, dass die besagten ärztlichen Gutachten von «psychiatrischen oder neurologischen Fachärzten» zu erstellen waren.⁷²³ Weiter wurde in der Verordnung festgehalten, dass die «Gutachten der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen [...] unentgeltlich abgegeben» werden mussten.⁷²⁴ Denn als im Jahr 1960 die Invalidenversicherung (IV) eingeführt wurde, mussten Richtlinien festgelegt werden, nach denen Personen als beitragsberechtigt eingestuft werden konnten. Im Rahmen dieses Verfahrens wurden beispielsweise Intelligenztests und teilweise auch Elektroenzepha-

718 StATG 8'943, 6.2.1/1480.1: Bericht der kantonalen Zentralstelle für männliche Berufsberatung des Kantons Thurgau, 28.09.1970.

719 StATG 8'943, 6.2.1/1471: Bericht der kantonalen Zentralstelle für männliche Berufsberatung des Kantons Thurgau, zirka 1972.

720 StATG 8'943, 6.2.1/324: Bericht der kantonalen Zentralstelle für männliche Berufsberatung des Kantons Thurgau, 12.11.1965.

721 Interview Z 14, Z. 663.

722 Gesetz über die Abänderung des Gesetzes über das Unterrichtswesen vom 29.08.1875 vom 07.01.1964, § 10.

723 Vollziehungsverordnung vom 08.04.1965 zum Gesetz über die Abänderung des Gesetzes über das Unterrichtswesen (Spezialklassen-Verordnung), § 9.

724 Vollziehungsverordnung vom 08.04.1965 zum Gesetz über die Abänderung des Gesetzes über das Unterrichtswesen (Spezialklassen-Verordnung), § 9.

logramme (EEG) durchgeführt.⁷²⁵ Für Fischingen bedeuteten die Beitragsgelder der IV für die Sonder- schule keinen unwesentlichen Posten in der Bilanz, weshalb diese Abklärungen in vielfacher Hinsicht wichtig waren. Die Intelligenztestreihen, die Münsterlingen quasi als kinderpsychiatrischer Dienst des Kantons Thurgau ausführte – eine entsprechende Institution kannte der Kanton bis dahin nicht –, waren für St. Iddazell kostenlos, lieferten dem Heim Informationen über den Stand der Zöglinge und boten zugleich die für die IV nötigen Abklärungen der Kinder und Jugendlichen. In diesem Kontext wurden im Schuljahr 1960/61 insgesamt 23 Fischinger Sonderschüler in Münsterlingen untersucht.⁷²⁶ Die Klinik Münsterlingen ihrerseits hatte Zugriff auf eine spezielle Personengruppe sowie intensiven Kontakt zum Kinderheim, um den sie sich sehr bemühte.⁷²⁷

Dies galt auch für eine zweite Patientengruppe, die ab der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre bis Ende der 1970er-Jahre (in natürlich stets wechselnder Besetzung) nach Münsterlingen kam. Diese Zöglinge wurden in der Regel aufgrund «psychischer Auffälligkeiten» oder «psychischer Störungen» in die Klinik gebracht. Eine Zöglingsgruppe bestand aus rund vier Zöglingen,⁷²⁸ die im Abstand von wenigen Wochen regelmässig nach Münsterlingen gefahren wurden.⁷²⁹ Die Klinik bemühte sich auch um die Besuche dieser zweiten Patientengruppe, wie zum Beispiel ein Erinnerungsschreiben vom 26. November 1973 aus Münsterlingen zeigt: «Sehr geehrter Herr Direktor, Wir sollten bei Ihrem Schüler [Name], geb. 1963, noch Test- und EEG Untersuchung durchführen. So-

Fällen kam zusätzlich zum Hamburg-Wechsler-Test der sogenannte Rorschach-Test zur Anwendung. Die Ergebnisse aller Tests hatten eine Bandbreite von 58–126 Prozent: StATG 8'943, 11.6/2.1, 11.6/22.1, 11.6/11.1, 11.6/20.1, 11.6/9; weiter STATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 23157; KG 22215; KG 23156; KG 24622; KG 23882; KG 24862; KG 20382; KG 24615; KG 22881.

726 StATG 9'10, 8.7.2: Intelligenztestserien Kinderheim St. Iddazell Fischingen (1960–1962): Auflistung der untersuchten Kinder vom 04.08.1960–09.08.1961.

727 StATG 9'10, 8.7.2: Intelligenztestserien Kinderheim St. Iddazell Fischingen (1960–1962): Auszug aus einem Brief an die Direktion von St. Iddazell, 23.06.1961: «Falls Sie für einen der 3 Knaben [...] Anfragen der IV haben mit Formularen für eine Rechnung, wären wir froh, wenn Sie uns diese noch schicken könnten. Wenn nicht, werden wir Ihnen selbstverständlich keine Rechnung stellen. Wir sind auch gerne bereit nach den Ferien weitere Kinder zu untersuchen.» Ebd.: Auszug aus einem Brief an die Direktion von St. Iddazell, 22.08.1961: «Wir wissen nicht, für welche dieser Kinder die Invalidenversicherung Zeugnisse verlangt hat. Dürfen wir Sie wohl bitten[,] die entsprechenden IV Kommissionen zu veranlassen uns noch die Rechnungsformulare zu senden, damit wir diesen Stellen eine Rechnung senden können. Ihnen würden wir die Untersuchung selbstverständlich nicht verrechnen, sind aber der Meinung, dass die IV diese bezahlen soll. Falls Sie später weitere Zöglinge zu untersuchen haben, sind wir gerne bereit dazu.»

728 Einen Hinweis auf die Gruppengrösse liefert ein Brief des Direktors an die behandelnde Ärztin in Münsterlingen vom 07.11.1968, in dem er aufgrund der hohen Anzahl der zu untersuchenden Zöglinge für einen Jungen eine Ferndiagnose vorschlug: «In der Annahme, dass auch für Sie 5 Buben auf einmal doch etwas zu viel ist [sic!] und der Fall [Name] nicht absolut drängt, könnte vielleicht eine kurze Beratung, gestützt auf die Akten, die ich Ihnen beilegen kann, vorerst genügen.»: StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 22881. Ein Betroffener berichtet von einer Gruppengrösse von vier bis sechs Zöglingen, Interview Z 14, Z. 294.

729 Interview Z 14, Z. 301 f. Für einen anderen Zögling sind zwar häufige, aber unregelmässige Besuche in Münsterlingen dokumentiert, nämlich am 05.03.1970, 16.03.1970, 13.05.1970, 23.06.1970, 29.09.1970, 17.12.1970, 03.05.1971, 14.06.1971 und am 27.09.1971, vgl. StATG 8'943, 6.2.1/1480.1.

725 Von 15 in Münsterlingen Ende der 1960er- bzw. anfangs der 1970er-Jahre untersuchten Jungen wurde der Intelligenzquotient bei sechs Zöglingen gemäss den Testreihen «nach Biäsch» bestimmt, bei neun Zöglingen wurde der sogenannte Hamburg-Wechsler-Test angewandt. Bei zwei

Fenster 4: Ein Gruppenleiter berichtet über Nebenwirkungen von Medikamenten

St. Iddazell
Fischingen TG

Telefon 073/4 26 37
POSTCHECK VIIIC87

Beobachtungen
über die Auswirkungen der medikamentösen
Behandlung bei [Name]/geb. [Datum]

Im allgemeinen ist [Name] etwas ruhiger geworden. Er schläft abends schneller ein und ist schon beim Zubettgehen und vor dem Einschlafen merklich stiller als früher. Allerdings erweckt [Name] jetzt oft einen apathischen Eindruck als zuvor. Sein Gesichtsausdruck ist vielfach der eines Weltenschmerzers, und sein Gang ist merkwürdig schlappig. Die Charakterfehler sind dieselben geblieben; hingegen erscheint die Reizschwelle manchmal doch angenehm erhöht.

[Name]'s Einstellungen zu den Pillen ist zwiespältig. Einerseits murrt er zuweilen, er höre jetzt dann auf mit dieser Pillenschluckerei; er habe den ganzen Tag Schlaf und fühle sich nicht mehr so wohl wie früher; ob man ihn eigentlich vergiften wolle etc. Anderseits begehrte er doch immer wieder nach den Pillen, weil er offenbar doch selbst fühlt, dass ihm etwas fehlt und weil er doch die Hoffnung hegt, es möchte ihm damit geholfen werden.

[Name] [Unterschrift des Gruppenleiters]

Seit den 1960er-Jahren wurden Fischinger Zöglinge in der Psychiatrischen Klinik in Münsterlingen abgeklärt und medikamentös behandelt. Ein St. Iddazeller Gruppenleiter hält in einem Brief an die Münsterlinger Klinik vom 14. Februar 1968 seine Beobachtungen über die Auswirkungen der medikamentösen Behandlung bei einem seiner Zöglinge fest. Beim Knaben waren Depressionen sowie eine «schwere psychische Entwicklungshemmung» diagnostiziert worden, gegen die er nun mit Medikamenten behandelt wurde. Zu diesem Zeitpunkt wurden ihm täglich sechs Tabletten Ketotofranil der Firma Geigy zu 25 mgr. und sechs Tabletten Ciba-Mittel 34276 zu 25

mgr. verabreicht, beides vermutlich Versuchsmedikamente. In einem Vermerk der Klinik heißt es: «Der Pater, der den Knaben begleitet[,] sagt, dass er in der letzten Zeit wieder sehr schwierig sei, offenbar ist er mit dem Ciba-Mittel überdosiert, er explodiere immer sehr rasch und verprügle die andern.» Danach wurde die Dosierung des Ciba-Mittels auf drei Tabletten täglich reduziert.¹

1 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 21566 (Original): Beobachtungen über die Auswirkungen der medikamentösen Behandlung bei [Name], geb. [Geburtsdatum], 14.02.1968; StATG 8'943 6.2.1/1503 (Durchschlag).

viel wir wissen, wurde mit Ihnen für die Kontrollen noch kein Termin vereinbart. Ich bitte Sie zu veranlassen, dass [...] [Name] am Freitag, den 7. Dezember um 9 Uhr in die Sprechstunde [kommt.]»⁷³⁰ Aufgrund der uns zugänglichen Akten liess sich nicht eruieren, wie und von welcher Partei ausgehend der Wunsch entstanden war, auch diese Zöglinge in Münsterlingen behandeln zu lassen. Es lässt sich nicht sagen, ob das Kinderheim in Behandlungen durch die Klinik Münsterlingen eine Chance für die als besonders schwierig taxierten Zöglingen sah und deswegen den Kontakt zur Klinik suchte oder ob in erster Linie Münsterlingen an der Untersuchung dieser Zöglinge interessiert war. Die Jugendlichen, die zwecks einer zumindest teilweise von der Krankenkasse finanzierten medikamentösen Behandlung ihrer diagnostizierten psychischen Leiden nach Münsterlingen fahren mussten,⁷³¹ wurden in den Akten als «charakterlich schwierig», «unruhig», «unbeherrscht» oder «jähzornig», manchmal auch als «depressiv» beschrieben.⁷³² Mit denselben Worten wurden auch den Zöglingen selbst ihre Besuche in Münsterlingen erklärt und begründet.⁷³³ Ein interviewter ehemaliger Zögling äussert allerdings die Vermutung, dass lediglich Kinder und Jugendliche regelmässig nach Münsterlingen gebracht wurden, die kein Zuhause gehabt oder dort keinen richtigen Rückhalt gefunden hätten.⁷³⁴ Tatsächlich werden nur gerade in 3 von 17 Dossiers von in Münsterlingen behandelten Zöglingen die Familienverhältnisse als «normal» beschrieben.⁷³⁵ In den anderen Akten ist von «Erziehungsschwierigkeiten»,⁷³⁶ geschiedenen⁷³⁷ oder alkoholabhängigen⁷³⁸ Eltern bzw. «schlechten Verhältnissen» die Rede. In einem Fall wurde das Kind «in seiner Art von den Eltern nicht angenommen»,⁷³⁹ und bei einem anderen Zögling waren die Eltern Mitglieder in einer Sekte.⁷⁴⁰

Die Zöglinge wurden in einem Kleinbus von Fischingen nach Münsterlingen gefahren, was etwa eine Stunde Fahrt bedeutete.⁷⁴¹ Ein ehemaliger Praktikant, der 1972 einige Male eine Gruppe Kinder und Jugend-

liche nach Münsterlingen chauffiert hatte, erzählt im Interview, dass er sich nicht mehr an genauere Umstände erinnern könne.⁷⁴² Ein damaliger Patient erinnert sich dagegen noch ziemlich genau: In Münsterlingen angekommen, seien die Zöglinge von einer älteren Ärztin untersucht worden. Die Behandlung habe in erster Linie aus Gesprächen bestanden, weiter seien Medikamente abgegeben worden, die die Zöglinge jedoch nicht selbst erhalten hätten.⁷⁴³ Die Medikamente seien im Heim «im Speisesaal, immer in so einem Kästli»⁷⁴⁴ verstaut gewesen. Beim Essen seien ihnen die Medikamente dann ausgehändigt worden. «Das waren meistens so Schächteli, weiss, gelb, [...] und dann hatte es jeweils noch Tabletten in Säcklein, wo einfach eine Nummer draufgestanden ist.»⁷⁴⁵

730 StATG 8'943, 11.6/11.1.

731 Zum Beispiel Krankenschein in StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 23882 oder KG 28275.

732 Zum Beispiel StATG 8'943, 6.2.1/157, 1503, 1115, 1480.

733 Interview Z 14, Z. 270–272.

734 Interview Z 14, Z. 275–278.

735 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 24622; StATG 8'943, 11.6/2.2 und 11.6/0.1.

736 StATG 8'943, 6.2.1/1774.

737 StATG 8'943, 11.6/21.1.

738 StATG 8'943, 11.6/22.1.

739 StATG 8'943, 11.6/10.

740 StATG 8'943, 11.6/20.1.

741 Interview Z 14, Z. 296–298.

742 Interview E 6, Z. 105–107: «Aber ich war der, der VW-Bus fahren konnte und einparkieren und weiss nicht was, oder. Ich bin dann auch gerne mit dem Auto – äh – nach Münsterlingen, wenn ich mit jemandem nach Münsterlingen musste.» Und an einer anderen Stelle (Z. 202): «Und ich bin gern in dieses Münsterlingen gegangen.» Auf die Frage, wie viele Kinder er jeweils nach Münsterlingen gefahren habe, antwortet der interviewte Erzieher: «Das weiss ich nicht mehr. Das weiss ich nicht mehr. Es ist möglich, dass es mehrere waren. Dass es auch ein Transport war mit mehreren. Aber ich weiss es nicht mehr.»: Interview E 6, Z. 204–206.

743 Interview Z 14, Z. 307–310.

744 Interview Z 14, Z. 318.

745 Interview Z 14, Z. 318–321.

Tatsächlich erhielten einige Zöglinge Medikamente verabreicht, bei denen es sich um Präparate in einem Versuchsstadium handelte, vermutlich um Neuroleptika oder Antidepressiva. Dies macht beispielsweise ein Brief des Oberarztes aus Münsterlingen deutlich, der auf Anfrage des nachbehandelnden Arztes eines Zöglings schrieb, dass er ihm die entsprechenden Medikamente («G 35259» und «Ciba 34276») zur Verfügung stellen könne, was wiederum bedeutet, dass die Medikamente auf dem normalen Markt (noch) nicht erhältlich waren.⁷⁴⁶ Aus einem weiteren Brief ist ersichtlich, dass einem Jungen die Medikamente in die Ferien mitgegeben wurden. An die Mutter wurden folgende mahnende Worte gerichtet: «Er [der Zögling] sollte diese [Medikamente] unbedingt regelmässig auch in den Ferien zu Hause nehmen und wir bitten Sie dafür besorgt zu sein, dass dies geschieht. Da die Tabletten noch nicht im Handel erhältlich sind, senden wir Ihnen 100 dieser Tabletten.»⁷⁴⁷ Die mit «G 35259» bezeichneten Tabletten, in den Akten oft auch einfach «Keto» (Kurzform für «Ketotofranil») genannt, begegneten uns in drei Fällen, das «Ciba-Mittel» wurde laut den Akten vier Zöglingen aus unserer Stichprobe verabreicht.⁷⁴⁸ Ein weiterer Zögling, in dessen Dossier die genannten Medikamente nicht erscheinen, erinnert sich dennoch an Nummern und Firmennamen auf den Medikamentenschachteln und -säckchen.⁷⁴⁹ In einem anderen Fall hatte ein Zögling bereits vor seiner Ankunft in Fischingen ein «Versuchspräparat der Firma Sandoz» (Versuchspräparat IB 503) erhalten, was der Direktion in Fischingen deutlich kommuniziert worden war.⁷⁵⁰ Die Klinik Münsterlingen war darum bemüht, dem Zögling dasselbe Medikament verabreichen zu können.⁷⁵¹

In welchem Versuchsstadium sich diese Präparate damals befunden haben, müsste genauer untersucht werden. Fest steht, dass man über Testmedikamente oftmals noch nicht sehr viel wusste. Dies zeigt beispielsweise das Präparat «Largactil», das in den 1950er-Jahren in einem legalen Testverfahren seinen

Weg zu den Patienten fand. Bei «Largactil» handelte es sich um das erste Neuroleptikum bzw. Antipsychotikum auf dem Markt. Zu Beginn des Einsatzes von «Largactil» wurden jedoch sogar beim Personal, das das Präparat verabreichte, heftige allergische Reaktionen festgestellt.⁷⁵² Weiter zeigen die Formulierungen auf der Einladung zu einer Tagung über dieses Medikament deutlich, wie ahnungslos die Fachleute bezüglich «Largactil» damals noch waren: «Viele Fragen wie: Indikation, Contraindikation, Dosierung, Dauer und Technik der Kur sind noch weitgehend offen und könnten am ehesten durch eine gemeinsame Aussprache aller, die sich mit der neuen Behandlung befassen, gelöst werden.»⁷⁵³ «Largactil» war ein klassisches Medikament der «pharmakologischen Wende», die in den 1950er-Jahren erfolgte und den Beginn eines regelrechten Booms der Medi-

-
- 746 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 21566: Brief aus Münsterlingen an die psychiatrische Universitätspoliklinik für Kinder und Jugendliche in Basel, 07.06.1969.
 - 747 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 21566: Brief vom 19.12.1967.
 - 748 Beide Präparate: StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 21566, KG 24615, KG 23156. «Ciba-Mittel»: StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 28275.
 - 749 Interview Z 14, Z. 318–322.
 - 750 StATG 8'943, 6.2.1/2017: Brief aus Münsterlingen an die Direktion St. Iddazell vom 06.12.1968.
 - 751 «Wegen [Name] geb. 1955 haben wir uns mit dem Beobachtungsheim Brüschorde Männedorf in Verbindung gesetzt und nun erfahren können, was für ein Mittel das Kind dort erhalten hat. Es handelt sich um ein Versuchspräparat der Firma Sandoz, das wir ebenfalls besitzen. Wir lassen Ihnen davon einmal 60 Tabletten zukommen.»: StATG 8'943, 6.2.1/2017.
 - 752 StATG 9'10, 9.5/0: Klinische Forschung: Brief der psychiatrischen Klinik in Mendrisio an die Klinik in Münsterlingen vom 13.05.1955.
 - 753 StATG 9'10, 9.5/0: Klinische Forschung: Einladung der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel zu einer Tagung am 24.09.1953.

kamentation in der Psychiatrie markierte.⁷⁵⁴ Rund 15 Jahre später, im Jahr 1969, wurde «Largactil» auch bei einem Zögling von St. Iddazell angewandt.⁷⁵⁵

Die Abgabe der Medikamente wurde in ausführlicher Weise dokumentiert, besprochen und angepasst. In mehr oder weniger regelmässigen Abständen waren für die betroffenen Zöglinge Kontrollbesuche in Münsterlingen angesagt. In den Akten wurde genau festgehalten, was der Patient über sein Befinden berichtete. Über einen Zögling, der eine beträchtliche Menge an Medikamenten zu sich nehmen musste, notierte die behandelnde Ärztin anlässlich seines Besuchs am 29. September 1970 Folgendes: «Es geht dem Patienten nicht gut, er hat aber auch seit der Spitalentlassung keine Medikamente genommen, er behauptet, sein Zustand sei immer gleich ob er Tabletten nehme oder nicht. Das dürfte nach Ansichten des Paters Direktor auch der Fall sein. Die Leistungen seien ganz miserabel in der Sekundarschule [...]. Die Medikation ist bis jetzt ungenügend, wir wollen mit dem Pertofran einmal Ciba-Mittel geben, er soll 6 Keto zu 25 mgr. und 3 Tabl. Ciba-Mittel zu 25 mgr. nehmen.»⁷⁵⁶ Am 14. Juni 1971 wurde ein weiteres Mal mit der Dosis der Medikamente experimentiert: «Es geht dem Patienten nicht gut, er repetiert jetzt die zweite Sekundarklasse, er leiste einfach nichts, im Französischen sei er trotz dem Repetieren wieder der Schlechteste. Es sei mit ihm einfach immer genau dasselbe. Das Ritalin scheint hier nichts zu wirken, der Bub hatte jetzt 3 Tabl. Cibamittel zu 25 mgr. + 2 Ritalin, er soll jetzt dazu noch 3 Tabl. Tofranil zu 25 mgr. nehmen. Dann wollen wir wieder schauen, ob man damit eine Wirkung bekommt.»⁷⁵⁷ In einem anderen Fall wurde die auf Zusehen hin gewählte Dosierung der Medikamente laufend geändert: «Der Knabe hat nun im Zusammenhang mit einem Missverständnis 3 x 1 Ketotofranil und bis 9 Tabletten Ciba-Mittel eingenommen. Er sagt, dass er nun gut schlafen könne, aber am Morgen immer noch müde sei. Sonst hat er nichts Besonderes zu berichten, er hat gegenwärtig einen Wickel um den Hals, weil er offenbar Drüsenschwellun-

gen hat, der Arzt habe erklärt, es sei eine Infektion. Wir sagen ihm, er solle die Mittel nun wechseln, er solle immer 2 weisse und 2 rote Tabletten nehmen, 3 x täglich. Dann hat er 6 Ketotofranil und 6 Tabletten Ciba-Mittel pro Tag. Wir wollen nun einmal sehen, wie es bis in drei Wochen dann geht.»⁷⁵⁸ In einem anderen Fall wurde dem Zögling in Bezug auf die Dosierung entgegengekommen: «Der Bub sagt, dass es ihm mit der Medikation jetzt gut gehe, er fühle sich wohl, könne gut schlafen, sei am Morgen nicht müde und er habe auch nicht mehr eingenässt. Er meint, er brauche nun keine Medikamente mehr. Wir sagen ihm, dass wir das nicht meinen, er soll sie zum mindesten bis im nächsten Frühjahr, d.h. solange er in Fischingen sei, die Tabletten nehmen. Um ihm entgegenzukommen[,] reduzieren wir das Keto auf 4 Tabl. pro Tag, dazu zwei Tabletten Ciba-Mittel zu 25 mgr. Wenn er merkt, dass es schlechter geht, soll er von sich aus das Keto wieder auf 6 Tabl. erhöhen.»⁷⁵⁹

Auch das Betreuungspersonal war in den Prozess eingebunden, indem es der Klinik Münsterlingen Bericht über die Medikamentenabgabe erstattete und das Verhalten des entsprechenden Zöglings beschrieb.⁷⁶⁰ In einem Fall notierte sich die behandelnde Ärztin in der Krankengeschichte eines Jungen Folgendes: «Der Pater, der den Knaben bringt, erzählt, dass

754 Brandenberger, Psychiatrie und Psychopharmaka, S. 7: «Die Einführung von Chlorpromazin (Largactil) und Reserpin (Serpasil) in der Psychiatrie wurde als Meilenstein des Fortschritts gewertet, [...].»

755 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 23882.

756 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 24615.

757 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 24615.

758 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 21566.

759 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 23156.

760 Interview E 5, Z. 602–613.

man aus dem Knaben nicht drauskomme. Als er drei Tabletten nehmen musste, habe er einfach furchtbar

«Unter Medikation [...] schlechter Allgemeinzustand, blass, dösig, abwesend, auffälliges tiefes Atemholen (hyst. Atemdepression?) Wechsel zw. Ausdrucksloser und angespannter Mimik[,] starke Angst vor Neuem, [...] starres Halten am monotonen Tagesrhythmus, Klebenbleiben bei stereotypen Arbeitsmustern, Verlangsamung, schlechte Sprache, sehr geringe sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten.»

gejammert[,] dass er müde sei. Jetzt nehme er nur noch am Abend Tabletten und seit das so sei, gehe es nach Aussagen des Lehrers eher schlechter in Bezug auf die Leistungen.»⁷⁶¹ In den Akten eines Schülers des Sonderschulheims Chilberg existieren sehr ausführliche Beobachtungsnotizen des entsprechenden Gruppenleiters. Er beschreibt in eindrücklicher Weise den Zustand des Knaben unter Medikation sowie auch eine deutliche Besserung des Zustands nach dem Absetzen der Medikamente: «Unter Medikation [...] schlechter Allgemeinzustand, blass, dösig, abwesend, auffälliges tiefes Atemholen (hyst. Atemdepression?) Wechsel zw. Ausdrucksloser und angespannter Mimik starke Angst vor Neuem, [...] starres Halten am monotonen Tagesrhythmus, Klebenbleiben bei stereotypen Arbeitsmustern, Verlangsamung, schlechte Sprache, sehr geringe sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten. Die Sprache steht ihm wie nicht zur Verfügung, stutzt, als müsse [...] er ‹geistig umblättern›, [...] schreien in hoher Tonlage, Kontaktangst, Kontakt tut ‹weh›, selten Lächeln und Blickkontakt. Mündliche Instruktionen werden gar nicht richtig verstanden. Ohne Medikation: und nach Ablauf eines halben Jahres (Herbst 79) nach wie vor starke Veränderungsangst, insgesamt

wesentlich besser ansprechbar, als früher, lernbereiter, wacher, besonders auffälliges Längenwachstum (in kurzer Zeit) (Müdigkeit?) auffälliger allgemeiner Gestaltwandel.»⁷⁶² Auch ein damaliger Betreuer berichtet im Interview von speziellem und auffälligem Verhalten der Kinder und Jugendlichen, die von Münsterlingen verordnete Medikamente einnehmen mussten. Die Zöglinge seien, besonders wenn die Dosierung vermutlich etwas zu hoch angesetzt war, apathisch geworden, «[e]infach nicht mehr wie ein Kind». ⁷⁶³ Weiter beschrieb er, wie man im Verlauf der Jahre immer vorsichtiger wurde, was die Abgabe von Medikamenten betraf.⁷⁶⁴ Bei ihm seien es die Nebenwirkungen gewesen, die ihn «stutzig» gemacht hätten.⁷⁶⁵ Er berichtet im Interview überdies von einem intensiven Austausch mit den Ärzten über die Medikamentation der Zöglinge. Die Berichterstattung aus dem Alltag der Zöglinge sei von den zuständigen Fachkräften in Münsterlingen sehr geschätzt worden. So hätten die Ärzte die Dosierung der Medikamente in der Regel wohlwollend und bereitwillig aufgrund der Erfahrungsberichte des Betreuungspersonals angepasst.⁷⁶⁶

Beide interviewten ehemaligen Zöglinge, die in ihrer Zeit in St. Iddazell in eine Medikamentenabgabe in Münsterlingen involviert waren, klagen über körperliche Leiden, die sie mit der Einnahme schwerer Medikamente in Verbindung bringen.⁷⁶⁷ Geäussert wurde in diesem Zusammenhang auch der Verdacht, dass die Heimleitung der Klinik in Münsterlingen bewusst Zöglinge für Medikamentenversuche zur Verfügung stellte, von deren Umfeld keine diesbezüglichen

761 StATG ZA (Psychiatrische Klinik Münsterlingen 1981–), KG 23882.

762 StATG 8'943, 11.6/11.1.

763 Interview E 5, Z. 586–588.

764 Interview E 5, Z. 559 f und Z. 574–581.

765 Interview E 5, Z. 577.

766 Interview E 5, Z. 602–613.

767 Zu hoher Blutdruck und starkes Kopfweh: Interview Z 11, Z. 178–186 bzw. Interview Z 14, Z. 326–328.

Klagen oder Reaktionen zu erwarten waren, und dafür noch eine finanzielle Entschädigung erhielt. Zumindest für letzteres gibt es keine Anhaltspunkte. Sofern bekannt, wurden die Kosten für die Behandlungen durch die Krankenkassen, in einzelnen Fällen vielleicht auch durch die Klinik selbst getragen. Für das Heim jedenfalls scheint damit kein materieller Nutzen verbunden gewesen sein. Der Vorteil aufseiten des Heims mag darin bestanden haben, dass der Umgang mit sedierten Zöglingen den Heimalltag für die Erziehenden leichter machte. Es bleiben auch weitere Fragen offen: So wissen wir nicht, wie viele Zöglinge aus dem Fischinger Heim insgesamt in der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen abgeklärt und behandelt beziehungsweise einer medikamentösen Behandlung unterzogen wurden. Dass allein aus der Gruppe von 25 Sonderschülern, die 1976 vom Kloster in die neueröffnete Sonderschule auf dem Chilberg umzogen, deren acht mit der «Münsterlingen-Seeseite» Bekanntschaft machten und sechs unterschiedliche Medikamente verabreicht bekamen, lässt aufhorchen.⁷⁶⁸ Die «Ausflüge» in die Klinik an den See waren jedenfalls nichts Ungewöhnliches. So soll die Abteilungsleiterin jeweils dem Lehrer die Absenz einiger Schüler am Nachmittag folgendermassen angekündigt haben: «[I]ch gehe dann wieder mit den Kindern. Du weisst, [Name], die Kinder müssen nach Münsterlingen.»⁷⁶⁹

Das Kapitel «Münsterlingen», in dem St. Iddazell nur ein Abschnitt darstellt, ist eben erst eröffnet worden und noch längst nicht abgeschlossen.

4 Erziehungsalltag des Aufsichts- und Lehrpersonals

4.1 Tagesablauf und Arbeitspensum

Der dichtgedrängte Arbeitstag des Direktors begann frühmorgens und endete spätabends, war mit Telefo-

naten, Erledigen von Korrespondenz, Empfang von Besuchen und neuankommenden Kindern, organisatorischen Tätigkeiten und dazwischen Momenten des Gebets angefüllt. Neben dem dichtgedrängten Arbeitspensum blieb lediglich wenig freie Zeit: «Auf dem Büro klappert noch lange nach Feierabend die Schreibmaschine». «[H]ie und da am späten Abend» blieb ihm «noch ein Stündchen, das er für sich hat[te]». So wird in der Jubiläumsschrift 1939 ein fiktiver Tagesablauf des Heimleiters beschrieben.⁷⁷⁰

Ein Reglement, das um 1940 verfasst wurde, umschreibt ausführlich den Tagesablauf des Katecheten und Präfekten der Anstalt St. Iddazell.⁷⁷¹ Als Katechet war er für den Religionsunterricht aller Kinder im Heim zuständig, als Präfekt oblag ihm zudem die Aufsicht über die Abteilungen der älteren Knaben. Jeweils am Vormittag fanden die Religionsstunden statt. Der weit aus grösste Teil seines Arbeitspensums war jedoch mit seiner Aufsichts- und Erziehungsfunktion ausserhalb des Klassenzimmers ausgefüllt. Morgens musste er die Kinder wecken und während des Ankleidens den Schlafsaal beaufsichtigen. Nach dem gemeinsamen Gang zur Kirche hatte er Zeit für die Messe und im Anschluss für das Einnehmen des Frühstücks. In dieser Zeit waren die Kinder durch andere Personen beaufsichtigt. Nach dem Frühstück folgten die Schulstunden, an den Bade- oder Duschartagen hatte er die Aufsicht im Bad. Das Mittagessen nahm er in der Kanzlei ein und begab sich danach, von 12.15 Uhr bis zur Schulzeit, wieder zu den grösseren Knaben. Nach der Schule nahm er die Kinder wieder in Empfang, bis diese um 17.15 Uhr zum «Studium» mussten. Um 18 Uhr folgte die gemeinsame Andacht mit den Zöglin-

768 In den Dossiers genannt werden folgende Medikamente: Ritalin, Hydantal, Tegretol (viermal), Melleril, Suxinutin, Luminalettten und Ludiomil.

769 Interview Z 14, Z. 297–281.

770 Frei/Rubischung, 60 Jahre, S. 21–30 (Zitat S. 30).

771 StATG 8/943, 0.2/1: Reglement für den hochw. Herrn Katechet und Präfekt, undatiert [1938–1940].

Fenster 5: Tagesablauf des Katecheten und Präfekten

In einem um 1940 erlassenen Reglement für den Katecheten und Präfekten, in dessen Aufgabenbereich die Aufsicht über die grösseren Knaben fiel, wird die «Tagesordnung» mit den Pflichten minutios festgehalten.¹

«[...]

2. Tagesordnung
 - a.) Unterrichtsstunden jeweils Vormittag nach Vereinbarung.
 - b.) Aufsicht: *Morgens*: Wecken (Ministranten!). Aufsicht im Schlafsaal während des Ankleidens. Führung zur Kirche oder Kapelle. Nachher ist für ihn Zeit für hl. Messe, geistl. Uebungen und Frühstück. *Vormittags*: Unterricht usw. An Badetagen Aufsicht im Bade. *Mittag*: Essen in der Kanzlei. Er übernimmt, wenn nicht mit Schwester anders abgemacht, von 12 1/4 Uhr die Aufsicht der Knaben bis zur Schulzeit im Hause oder auf dem Spielplatz. Sorgt für richtige Ausnützung der Freizeit. (Am besten gemeinsames Spiel oder Sport im Winter.) *Nachmittags*: Der Katechet nimmt die Knaben nach der Schule in Empfang und beaufsichtigt sie bis zum Studium um 5 1/4 Uhr. Leitet um 6 Uhr die gemeinsame Andacht und begleitet die Zöglinge zum Nachtessen, und bleibt dort bis ihn die stellvertretende Schwester ablöst. *Abends und Nachts*: Von 7 1/2 Uhr Aufsicht während der Freizeit der Knaben. Zu gegebener Zeit führt er sie in den Schlafsaal und beaufsichtigt sie bis zur Nachtruhe, während welcher Zeit er keinen Lärm mehr duldet. Wenn nötig bleibt er auch während der Nacht im Schlafsaal, wo für ihn eine eigene Zelle steht.
 - c.) An schulfreien Tagen: (Mittwoch und Samstag) vereinbart er mit der Sr. Oberin die Zeit und die Art der Aufsicht (also an «Aemtlitagen»). An den Sonntagen soll er nach Möglichkeit nach der Christenlehre die Führung und Aufsicht der Zöglinge übernehmen, wenn nichts anderes mit Sr. Oberin vereinbart worden ist.
 - d.) Der Montag ist für den Katecheten freier Tag zu seiner Verfügung.»

¹ StATG 8'943, 0.2/1: Reglement für den hochw. Herrn Katechet und Präfekt: Hochw. Herrn [Name], undatiert [1938–1940] (Auszug; Hervorhebung im Original).

gen, die vom Katecheten gehalten wurde. Beim Abendessen beaufsichtigte er wiederum die Kinder, bis ihn die stellvertretende Schwester ablöste. Von 19.30 Uhr an übernahm er erneut die Aufsicht während der Freizeit der Knaben. Danach brachte er sie ins Bett und blieb, wenn nötig, «auch während der Nacht im Schlafsaal, wo für ihn eine eigene Zelle» bereit stand. An schulfreien Nachmittagen (Mittwoch und Samstag), den sogenannten «Aemtlitagan», vereinbarte er mit der Oberin die Zeit und die Art der Aufsicht. An den Sonntagen sollte er «nach Möglichkeit nach der Christenlehre die Führung und Aufsicht der Zöglinge übernehmen, wenn nichts anderes mit Sr. Oberin vereinbart worden» war. Am Montag war für den Katecheten jeweils ein freier Tag vorgesehen.

«Der Wirtshausbesuch ist zwar nicht gänzlich verboten, doch soll derselbe [...] nicht häufig und nicht lange statthaben, am allerwenigstens zur Nachtzeit.»

Ein ähnlicher Tagesablauf war schon in den Anfängen der Anstalt St. Iddazell für den Lehrer der Repetierschule festgelegt.⁷⁷² Neben seiner Schultätigkeit wartete ein zusätzliches Pflichtenheft auf ihn. Er musste seine Schüler täglich beim Aufstehen und beim Schlafengehen überwachen. Zudem war es seine Aufgabe, die Schüler von der Schule in die Kirche, in den Speisesaal und den Schlafsaal zu begleiten. Täglich musste er auch dem Nachtgebet beiwohnen. Freie Tage waren nicht vorgesehen. Im Reglement des Lehrers hiess es ferner: «Der Wirtshausbesuch ist zwar nicht gänzlich verboten, doch soll derselbe [...] nicht häufig und nicht lange statthaben, am allerwenigstens zur Nachtzeit.»⁷⁷³

Diese beiden Beispiele verweisen auf ein hohes Arbeitspensum des Heimpersonals. In den schriftlichen Quellen ist die hohe Arbeitsbelastung ein präsenzes Thema. 1925 etwa beklagte sich die Generaloberin von Menzingen gegenüber dem Direktor, sie könne sich «des Eindruckes nicht erwehren», dass er «zu grosse Anforderungen an die Arbeitskräfte und Leistungsfähigkeit der Schwestern» stelle.⁷⁷⁴ Insbesondere seit den 1940er-Jahren bis Ende der 1960er-Jahre mehrten sich die Klagen über die Arbeitsbelastung.⁷⁷⁵ Ein Pater beispielsweise berichtete 1966 dem Abt von Engelberg, sein Arbeitspensum sei «keinesfalls beschnitten» worden, «[i]hm Gegenteil!» Er habe vom Direktor neben den Turnstunden noch den Französischunterricht an der ersten Sekundarschule übertragen erhalten. In jeder verfügbaren Zeit müsse er zudem dem Direktor behilflich sein und dem Wunsch des Vereinspräsidenten gemäss auch der Sekretärin zur Seite stehen. Dies liesse sich «aber nicht so leicht verwirklichen», da seine Abteilung «eben «auch noch» betreut werden» müsse. Und er fügte an: «Sie können mir glauben, dass ich zünftig eingespannt bin. Wenn ich nicht eine gute Schwester [...] zur Seite

772 StATG 8'943, 0.2/1: Reglement für den Anstaltslehrer in Iddazell der die Repetierschule hält (gültig bis Ostern), 25.02.1892.

773 StATG 8'943, 0.2/1: Reglement für den Anstaltslehrer in Iddazell der die Repetierschule hält (gültig bis Ostern), 25.02.1892.

774 AIM, Fischingen, 1923–1941, V.1.5., Nr. 5: Brief vom 18.09.1925.

775 Zum Beispiel: StiAE, Abtarchiv Leonhard Bösch, Fischingen II, 32, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 08.09.1968, sowie ebd.: Brief des Abts von Engelberg an den Direktor von St. Iddazell, 20.01.1969; StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 12.07.1946; StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben eines Paters an den Abt von Engelberg, 09.08.1950; AIM, Fischingen, 1956–Sept. 1957, V.1.7, Nr. 4: Brief vom 11.05.1956.

Abb. 37: Der Erziehungsalltag im Heim liess dem geistlichen Personal weit weniger Zeit für seine religiösen Pflichten als im Kloster. Trotzdem bildeten sie einen festen Bestandteil ihres Alltags. Die Abbildung zeigt eine Figur der Heiligen Idda von Toggenburg, der zu Ehren die Iddakapelle in der Fischinger Klosterkirche errichtet worden war und die im religiösen Leben des Heims eine wichtige Rolle spielte.



hätte, könnte ich all die gestellten Aufgaben wohl kaum bemeistern.»⁷⁷⁶

Auch in den Interviews wird das hohe Arbeitsspensum thematisiert. Eine interviewte Schwester, die in den 1950er-Jahren in Fischingen eine eigene Abteilung betreute, berichtet, dass die Schwestern neben der Betreuung der Kinder ausserhalb der Schule Haushaltarbeiten übernehmen mussten, etwa Pullover waschen, flicken und stricken.⁷⁷⁷ Die Nachtruhe habe jeweils zwischen 23 oder 24 Uhr bis 5 Uhr früh gedauert. Sie schlief in einem Zimmer direkt neben dem Schlafsaal ihrer Abteilung und musste in der Nacht Aufsicht halten.⁷⁷⁸ Sie habe «[n]icht mal den Sonntag [...] gespürt». ⁷⁷⁹ Freizeit habe sie im Heimalltag nicht gehabt.⁷⁸⁰

Aber auch für weltliche Betreuer gab es bis in die 1970er-Jahre kaum freie Zeit. Ein interviewter Erzieher, der in den 1960er-Jahren nach Fischingen kam, erzählt, dass die weltlichen wie geistlichen Betreuer im Heim «eigentlich nonstop gearbeitet» hätten, da zu wenig Personal vorhanden war und die Kinder über das Wochenende nicht heim durften.⁷⁸¹ Freie Wochentage gab es nicht. Auch in den Ferien hatte es immer Kinder, die im Heim blieben und betreut werden mussten.⁷⁸² Der Interviewte war auch nachts für die Kinder zuständig und musste anfänglich jeweils um Mitternacht oder gegen ein Uhr morgens die Bettlägerigen wecken gehen.⁷⁸³ Dieses nächtliche Aufwecken wurde «erst mit der Zeit» abgeschafft. Die Gruppenbetreuenden drehten nun jeweils noch eine Runde, bevor sie dann selber schlafen gingen.⁷⁸⁴ Auch in den 1970er-Jahren endete sein Arbeitstag jeweils erst um halb zehn oder zehn Uhr nachts.⁷⁸⁵

Auch die Anstaltslehrerinnen und -lehrer, im Gegensatz zu Angestellten öffentlicher Schulen, mussten neben ihrem Schulpensum Betreuungsaufgaben übernehmen, wie beispielsweise das erwähnte Reglement für den Lehrer der Repetierschule aus dem Jahr 1892 zeigt. 1939 vermerkte der Direktor von St. Iddazell, die Lehrpersonen müssten oft Aufsicht in den Schlafräu-

776 StiAE, Abtarchiv Leonhard Bösch, Fischingen I, 31, Korrespondenz: Brief eines Paters in Fischingen an den Abt von Engelberg, 20.07.1966.

777 Interview E 3, Z. 926–945.

778 Interview E 3, Z. 230–234.

779 Interview E 3, Z. 2031–2036 (Zitat Z. 2035).

780 Interview E 3, Z. 1988–1999.

781 Interview E 5, Z. 40–46; vgl. auch Interview E 2, Z. 303–327 und Z. 420–427.

782 Vgl. auch Interview E 3, Z. 2010–2012.

783 Interview E 5, Z. 372–378.

784 Interview E 5, Z. 381–384.

785 Interview E 5, Z. 48–52; vgl. auch Interview E 6, Z. 227–245.

Abb. 38: Die Menzinger Schwestern waren in St. Iddazell für den Betrieb des Heims in Küche und Wäscherei zuständig und betreuten als Erzieherinnen die Säuglinge, Kleinkinder sowie die Kinder im Kindergarten- und Primarschulalter.



men und nachts Kontrollgänge machen.⁷⁸⁶ Diese größere Arbeitsbelastung machte die Arbeit in einem Kinderheim für weltliche Lehrpersonen weniger attraktiv.

Es gab bis in die 1960er- und 1970er-Jahre Personen, die gleichzeitig im Schulzimmer und auf der Abteilung als Erzieher tätig waren. Über einen dieser Angestellten berichtet ein Interviewter: «Also, ich würde sagen, er hatte fast ein unmenschliches Pensum. Das würde heute kein Mensch mehr machen. Rund um die Uhr und voll Schule und voll Erzieher und nie – eine Hilfe – also – ja – da kann man wohl sagen, das ist aus heutiger Sicht eine völlige Überforderung gewesen.»⁷⁸⁷

Das geistliche Personal, das den überwiegenden Teil der Angestellten in St. Iddazell ausmachte, musste neben der Erziehungstätigkeit auch seinen religiösen Pflichten nachgehen. Ein interviewter Geistlicher be-

richtet, dass sie jeweils am Morgen vor dem Wecken der Kinder zur Messe gingen.⁷⁸⁸ Sein Tag begann entsprechend früh, um 5 oder halb 6 Uhr stand er auf. Im arbeitsintensiven Heimalltag blieb den Ordensangehörigen jedoch weniger Zeit für Gebet und Kontemplation übrig als im klösterlichen Leben.⁷⁸⁹ Eine Interviewte berichtet, dass sie jeweils spätabends noch in die Kirche ging, um zu beten, da sie «zu wenig Klosterleben» im Heim gehabt habe.⁷⁹⁰ Die seltenen Ferien – eine Interviewte berichtet, dass sie ein-

786 Frei/Rubischung, 60 Jahre, S. 16.

787 Interview E 5, Z. 155–159.

788 Interview E 4, Z. 95–99.

789 Interview E 1, Z. 592–603.

790 Interview E 3, Z. 712–718 und Z. 234–242.

mal im Jahr in die Ferien konnte –⁷⁹¹ verbrachte das geistliche Personal meist im Mutterhaus oder in anderen Klöstern. Auch nahmen sie einmal im Jahr an Exerzitien teil, was ihnen vertraglich zugesichert war.⁷⁹² Eine Menzinger Schwester berichtet, dass sie hierfür jeweils ins Mutterhaus zurückkehrten.⁷⁹³ Eine Melchtalerin erzählt, wie schwierig die Organisation der Exerzitien für die Schwestern war: «[M]an konnte da ja nie miteinander gehen, war unmöglich. Und einmal war ich da [im Kloster Melchtal] in den Exerzitien, das weiss ich. Aber kaum war der letzte Vortrag zu Ende, musste man wieder gehen. Die Schwester Oberin sagte dann, man müsse das anders machen. Wir liessen dann jemanden nach Fischingen kommen, aber wir hatten nie so volle Exerzitien. Ein paar Vorträge, vielleicht mal einen Tag, dann bei den Buben und wieder ein Tag Vorträge, und dann – das war nicht das gleiche, wir konnten uns nie richtig entspannen. Man hatte schon zusammen Exerzitien, aber ich hatte jeweils keine Ablösung.»⁷⁹⁴

Das Arbeitspensum war nicht für alle Angestellten gleich hoch und variierte teilweise mit der zu beziehungsweise abnehmenden Grösse der betreuten Kindergruppe sowie der Aufgaben, die einer Person übertragen wurden. So scheint, wie erwähnt, der Katechet um 1940 einen freien Tag in der Woche gehabt zu haben, wenn die schriftliche Vereinbarung in der Praxis auch eingehalten wurde.⁷⁹⁵ Auch unter den Schwestern scheint es je nach Arbeitsbereich und aktueller Kinderzahl Unterschiede gegeben zu haben. So ersuchte beispielsweise 1943 die Oberin beim Mutterhaus um Ferien für drei Schwestern.⁷⁹⁶ Eine davon leitete eine Knabenabteilung und war gleichzeitig auch Arbeitsschullehrerin, die zweite leitete eine Kleinkinderabteilung und die dritte war die Krankenschwester des Heims. Erstere, so schreibt die Oberin, sei «mit den Nerven sehr erregt, denn ein Jahr lang ununterbrochen 24 wilde Buben Tag u. Nacht betreuen ist eine Leistung, daneben hat sie noch drei Klassen Mädchen in der Arbeitsschule.»

Und sie fügt an, diese Schwester sollte während ihren Ferien «gründlich ausschlafen u. ruhen können».

«Lieb Sr. [Name] ist in den Nerven sehr erregt, denn ein Jahr lang ununterbrochen 24 wilde Buben Tag u. Nacht betreuen ist eine Leistung.»

Die Leiterin der Kleinkinderabteilung, so die Oberin, könne «jetzt auch am besten weg [...], da sie nur 8 muntere Springerli» habe, und die Krankenschwester habe momentan keine Krankheitsfälle.

Erst in den 1970er-Jahren nahm das Arbeitspensum allmählich ab und die freie Zeit zu, indem mehr Personal eingestellt und dafür gesorgt wurde, dass alle Kinder einen Wochenendplatz ausserhalb des Heims hatten.⁷⁹⁷ Ein Interviewter, der anfangs der 1970er-Jahre zunächst als Praktikant und dann als Gruppenleiter und Turnlehrer tätig war, erzählt von langen Arbeitstagen (um 6 Uhr aufstehen, vor dem Schlafen bei Bedarf einen Bettlässer wecken), während denen er aber auch «viel Zeit für [...] [sich] gehabt habe».⁷⁹⁸

791 Interview E 3, Z. 1898–1905.

792 StATG 8'943, 0.3/3: Vertrag Melchtal, § 5 des Vertrags zwischen dem Verein für das Erziehungsheim St. Iddazell in Fischingen und dem Benediktinerinnenkloster St. Nikolaus von Flüe in Melchtal, undatiert: «Jedes Jahr soll den Schwestern Gelegenheit zu einem Exerzitienkurs und für 2–3-wöchige Ferien geboten werden.»

793 Interview E 1, Z. 912–913.

794 Interview E 3, Z. 768–777.

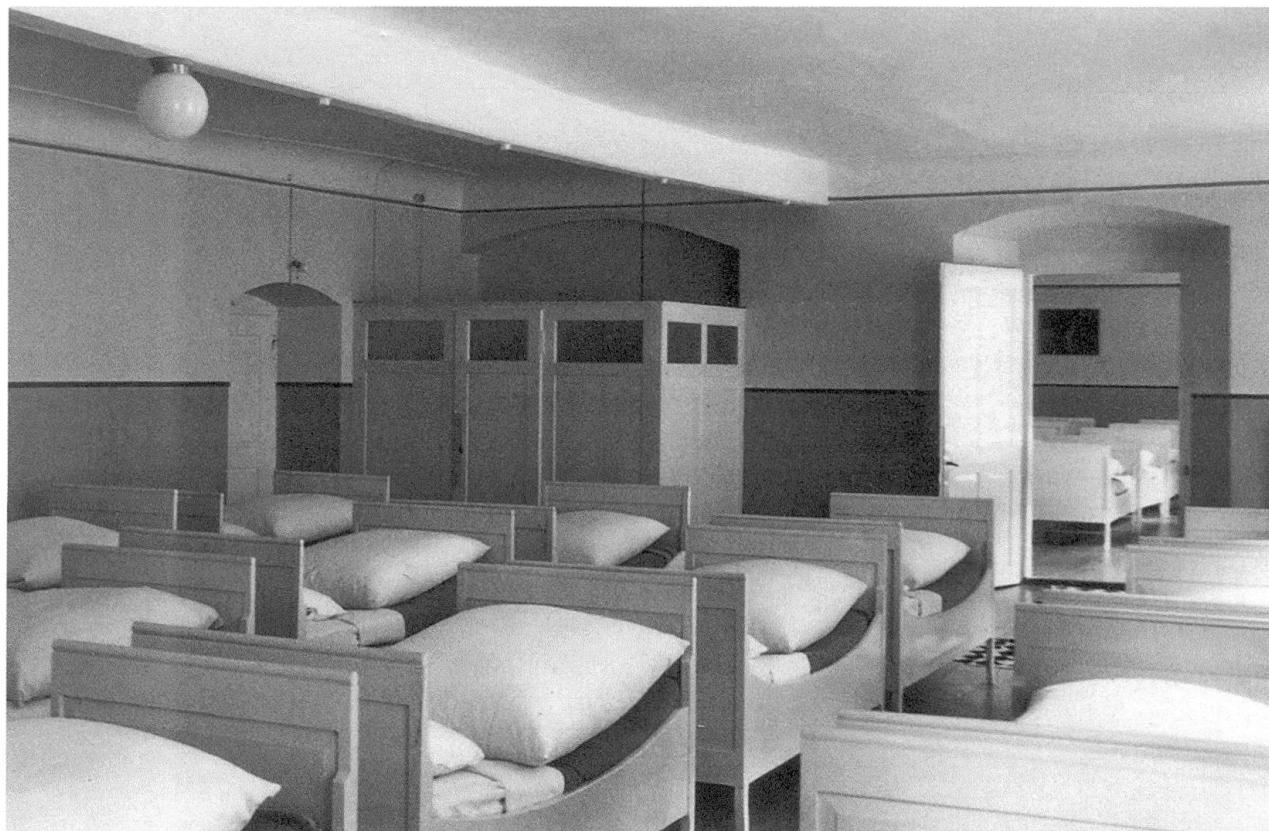
795 StATG 8'943, 0.2/1: Reglement für den hochw. Herrn Katechet und Präfekt, undatiert [1938–1940].

796 AIM, Fischingen, 1943–1955, V.1.6, Nr. 2: Brief vom 16.03.1943.

797 Interview E 5, Z. 99–115.

798 Interview E 6, Z. 22–23, Z. 247–254, Z. 290–301 (Zitat Z. 248–249).

Abb. 39: Hinten an der Wand stand ein Verschlag, in dem die Erzieherin schlief und beide Schlafsaile überwachen konnte.



4.2 Mangelnde Privatsphäre

Neben dem hohen Arbeitspensum war auch kaum Privatsphäre möglich. Das geistliche Personal wohnte im Heim selber, ebenso war dies beim weltlichen Lehr- und Erziehungspersonal lange Zeit üblich. Die weltlichen Betreuer übernachteten jeweils bei der von ihnen betreuten Gruppe. Ein interviewter Be-

treuer, der seit Ende der 1960er-Jahre eine Gruppe leitete, berichtet, dass er anfänglich in seiner Abteilung ein Zimmer hatte.⁷⁹⁹ Erst später – er erinnert sich nicht mehr genau, wann dies war – durfte er eine Wohnung ausserhalb des Heims nehmen und nutzte sogleich die Gelegenheit dazu.⁸⁰⁰ Bald darauf gab er seine Wohnung im Dorf jedoch wieder auf und zog in das 1975 neu eröffnete Personalhaus in Buhwil bei Fischingen.⁸⁰¹

«Und ich hatte eine Zelle. Also, es waren einfach zwei Bretterwände in der Mitte durch. [...] und ich hatte aber in der Zelle so ein kleines Fensterchen, und ich habe beide Schlafsaile überwacht.»

799 Interview E 5, Z. 48–52; vgl. auch Interview E 6, Z. 227–245.

800 Interview E 5, Z. 353–371.

801 StiAE, Abtarchiv Leonhard Bösch, Fischingen I, 31, Korrespondenz: Brief eines Paters in Fischingen an den Abt von Engelberg, 20.07.1966.

Für die Schwestern existierten bis 1947 Dreierzimmer, danach waren es Einzelzimmer.⁸⁰² Für das Aufsichtspersonal standen auch Zellen in den grossen Schlafsälen bereit, von denen aus sie das Geschehen während der Nacht mitverfolgen mussten. 1926 ge-

«Hoffentlich ist es Ihnen auch möglich, es einzurichten, dass die Srs. [Schwestern] in den Knabenschlafsälen nicht mehr in den kastenartigen Zellen sein müssen.»

langte die Generaloberin von Menzingen an die Oberin von St. Iddazell mit der Bitte, dass die Schwestern «nicht mehr in den kastenartigen Zellen sein müssen».⁸⁰³ Sie begründete dies mit dem «dortigen Mangel an frischer Luft», der sich nachteilig auf die Gesundheit der Schwestern auswirke. Die Zellen blieben jedoch weiterhin in Betrieb. Eine interviewte Schwestern berichtet, wie die Zelle, in der sie während ihrer Zeit in Fischingen in den 1950er-Jahren schlief, aussah: es seien «einfach zwei Bretterwände in der Mitte durch» gewesen, die zwischen zwei grossen Knabenschlafsälen aufgestellt wurden. Durch ein «kleines Fensterchen» konnte sie beide Schlafsäle überblicken.⁸⁰⁴

4.3 Personalknappheit und beengte finanzielle Verhältnisse

Es waren nicht zuletzt die höheren Lohnkosten von weltlichem Personal, insbesondere wenn es fachspezifisch geschult war, aber auch die Schwierigkeit, solches zu erhalten, die bewirkten, dass bis zum Ende unseres Untersuchungszeitraums geistliches Personal den Grossteil der Erziehungsaufgaben übernahm. Gerade die tiefen Lohnkosten machte geistliches Personal attraktiv und aufgrund der beengten finanziellen Verhält-

nisse unentbehrlich. Der Direktor formulierte dies zu Beginn der 1950er-Jahre in einem Brief an den Engelberger Abt so: «Wenn gesagt wird, dass St. Iddazell in den Klosterleuten billige Arbeitskräfte suche, kann und darf das nicht bestritten werden. Wenn jede der 21 Ordenspersonen (4 Patres & 17 Schwestern) durch weltliche Personen ersetzt werden müsste, könnte Fischingen zusammenpacken. Andere Anstalten aber auch.»⁸⁰⁵

Mitte der 1940er-Jahre, sicherlich auch mitverursacht durch die öffentlichkeitswirksamen Heimskandale, wurde in St. Iddazell eine Aufstockung des Personals geplant. Die «Herren», so schrieb der Direktor über den Vereinsvorstand, hätten begonnen einzusehen, «dass es zur erfolgreichen Erziehungsarbeit unbedingt mehr Kräfte» brauche.⁸⁰⁶ Der Direktor

«Wenn jede der 21 Ordenspersonen (4 Patres & 17 Schwestern) durch weltliche Personen ersetzt werden müsste, könnte Fischingen zusammenpacken.»

hatte offenbar bereits früher beim Verein um mehr Personal gebeten, war jedoch auf Ablehnung gestossen. Diese geplante Aufstockung wurde jedoch nicht umgesetzt oder währte zumindest nicht lange.

Später, insbesondere mit der Hochkonjunktur seit den 1950er-Jahren, wurden Klagen laut, dass aufgrund mangelnder Attraktivität nicht genügend welt-

802 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Verträge, Bestimmungen 1944–1952: Heimbericht zu Handen der GV am 20.10.1947, S. 10.

803 AIM, Fischingen, 1923–1941, V.1.5, Nr. 13: Brief vom 09.12.1926.

804 Interview E 1, Z. 232–238.

805 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief vom 27.06.1951.

806 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 09.12.1944.

liches Hilfspersonal und Lehrer gefunden werden konnten.⁸⁰⁷ Seit den 1960er-Jahren, mit der Planung eines IV-Heims, versuchte St. Iddazell vermehrt, Fachpersonal zu rekrutieren. Der tiefere Lohn als bei anderen Arbeitsstellen im Sozialbereich, das hohe Arbeitspensum, die Renovationsbedürftigkeit des alten Gebäudes sowie die geografische Abgeschiedenheit des Kinderheims St. Iddazell machten die Versuche aber oftmals zunichte, so dass weiterhin auf geistliches Personal zurückgegriffen werden musste.⁸⁰⁸ Durch den zunehmenden Nachwuchsmangel in den Klöstern seit den 1940er-Jahren wurde es aber auch immer schwieriger, genügend geistliches Personal für das Erziehungsheim zu rekrutieren. Engelberg wie Menzingen und Melchtal reagierten auf die Bitte von St. Iddazell nach neuem Personal oftmals abschlägig, weil zu wenig Nachwuchskräfte vorhanden waren. In einer dieser abschlägigen Antworten schrieb die Generaloberin von Menzingen, dass in vielen Institutionen, in denen Menzinger Schwestern tätig seien, weltliches Personal angestellt würde und die bereits engagierten Schwestern trotzdem «über ihre Kräfte arbeiten [...] [müssten] auf Kosten ihrer Gesundheit».⁸⁰⁹ Der Nachwuchsmangel in den Klöstern seit den 1940er-Jahren bewirkte, dass eine Auswahl innerhalb der Ordensgemeinschaft zunehmend schwieriger wurde. Auf die Bitte nach geeigneteren Schwestern klagte das Menzinger Mutterhaus gegenüber St. Iddazell, dass die «Auslese [...] im Personal faktisch unmöglich [sei]», so lange sie «ein so grosser Mangel an Kräften» drücke und ihre Entscheidungen hemme. Und die Briefschreiberin fügte an: «Daher wollen auch Sie, Hochwürdiger Herr Direktor, mit der einen und andern, weniger passenden Erzieherin Geduld haben, bis es uns möglich ist, allen Wünschen zu entsprechen. Einmal werden – so hoffen auch wir – wieder bessere Zeiten für uns kommen.»⁸¹⁰

In den 1960er-Jahren spitzte sich die Lage zu und es kamen Hilferufe aus St. Iddazell, dass es selbst am nötigsten Personal fehle und das Erziehungsheim kurz vor der Schliessung stehe.⁸¹¹ 1969 beispielsweise

bat die Priorin von Melchtal, die Schwestern von der Erziehungsaufgabe zurückzuziehen und ausschliesslich für den Haushalt einzusetzen, da diesen die Kraft (es handelte sich durchwegs um ältere Frauen) wie auch die nötige Ausbildung für diese Aufgabe fehlten.⁸¹² Auf diese Bitte antwortete der Direktor von St. Iddazell, dass er ohne geistliches Personal das Heim schliessen müsste, da sie trotz intensiver Suche kein weltliches Personal finden würden.⁸¹³

Aufgrund knapp bemessenen Personals waren die Erziehenden meist allein für eine grosse Gruppe von Kindern zuständig. Anfangs der 1950er-Jahre versuchte der damalige Direktor zwar, die Knabengruppen von 20 auf 15 zu verkleinern, was ihm jedoch «[w]egen der Unmöglichkeit, eine weitere Schwester oder einen weiteren Pater zu erhalten» nur bei zwei Abteilungen

807 Frei/Rubischung, 60 Jahre, S. 14 und S. 16; AIM, Fischingen, V.1.7, Nr. 4: Brief einer Schwester an die Generalrätin von Menzingen, 11.05.1956; StATG 8'943, 1.1.1/3: VR-Sitzung vom 04.05.1961, S. 3, und VR-Sitzung vom 23.05.1962, S. 3.

808 StiAE, Abtarchiv Leonhard Bösch, Fischingen II, 32, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 21.03.1969 und 21.01.1969; StATG 8'943, 2.4/0: Projektanpassung des Kinderheims aufgrund des Schreibens des Bundesamts für Sozialversicherung an die Direktion des Kinderheims St. Iddazell, 19.07.1963; StATG, 8'943, 2.1/4: Brief des Präsidenten des Kinderdorfli Rathausen an den Präsidenten des Vereins St. Iddazell, 27.06.1970.

809 AIM, Fischingen, 1943–1955, V.1.6, Nr. 16: Brief vom 29.10.1947.

810 AIM, Fischingen, 1943–1955, V.1.6, Nr. 27: Brief der Generalrätin von Menzingen an den Direktor von St. Iddazell, 05.10.1949.

811 Zum Beispiel StiAE, Abtarchiv Leonhard Bösch, Fischingen I, 31, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 21.12.1967 und 21.01.1969.

812 StiAE, Abtarchiv Leonhard Bösch, Fischingen II, 32, Korrespondenz: Brief des Abts von Engelberg an den Direktor von St. Iddazell, 20.01.1969.

813 Zum Beispiel StiAE, Abtarchiv Leonhard Bösch, Fischingen I, 31, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 21.01.1969.

und offenbar nur vorübergehend gelang.⁸¹⁴ Eine Interviewte, die in den 1950er-Jahren nach Fischingen kam, berichtet, dass es wegen der knappen personellen Ressourcen kaum möglich war, einmal abgelöst zu werden.⁸¹⁵ Sie blieb auch während der Essenszeiten bei den rund 24 Knaben, die sie betreute, und ass mit ihnen.⁸¹⁶ Eine andere Schwester, die für rund 21 Knaben im Alter zwischen 8 und 12 Jahren zuständig war, berichtet ebenfalls, dass sie «selten Ablösung» gehabt habe.⁸¹⁷ Wenn sie essen ging, blieben die Kinder allein in ihrer «Stube». Andere Abteilungen hingegen nahmen das Essen gemeinsam im grossen Speisesaal ein, wo sich dann das Aufsichtspersonal ablösen konnte.⁸¹⁸ In den Abteilungen jedoch blieben die Betreuenden meist allein. Noch aus den 1960er- und 1970er-Jahren berichtet ein weltlicher Erzieher, dass er allein für eine Gruppe von rund zwanzig Kindern zuständig war.⁸¹⁹ Lediglich zum Essen wurde er von einer Schwester abgelöst. Während die Schwestern, die eine Abteilung leiteten, keine fixe Ablösung hatten und für Flickarbeiten und Haushalt selber zuständig waren, hatten die Patres, die Gruppen leiteten, eine Schwester an ihrer Seite, die neben dem Übernehmen von Haushaltsarbeiten auch als Ablösung diente.⁸²⁰ Wie ein Pater in einem Brief an den Abt von Engelberg vermerkte, war es üblich, dass neben der Ablösung während des Essens auch am Sonntagnachmittag «die Schwester 1–2 Stunden den Pater» ablöste.⁸²¹

Mehr Personal und mehr Praktikanten wurde erst seit den 1970er-Jahren beschäftigt, im Zuge der Umgestaltung des Kinderheims in ein Sonderschulheim.⁸²²

Die begrenzten finanziellen Verhältnisse bewirkten jedoch nicht nur eine Personalknappheit samt den damit verbundenen Folgen, sondern zeigten sich auch in der ungenügenden Ausstattung des Heims. 1925 beklagte sich die Generaloberin von Menzingen gegenüber dem Direktor von St. Iddazell, sie könne sich «des Eindruckes nicht erwehren», dass er «ein Sparsystem» verfolge, wie sie «es in andern Anstalten und Heimen nicht gewohnt» sei.⁸²³ Eine interviewte Schwester erzählt, heute sei alles «sehr schön ausgebaut», aber in

den 1950er-Jahren, als sie dort war, habe das Kinderheim «schon noch sehr schlimm» ausgesehen. «Aber – ja, es war halt einfach arm, und es war kein Geld da.» Es sei «schon ein Unterschied» für sie gewesen, «vom Kindergarten [ihrem vorgängigen Arbeitsort] weg in so eine Armut hinein». In ihrer Abteilung mit Knaben im Alter zwischen 8 und 12 Jahren habe es lediglich kleine Stühle und Bänke für Kindergärtler gegeben. Sie hätten dann den Schreiner beauftragt, ihnen eine Eckbank und einen Tisch herzustellen.⁸²⁴ Eine andere in-

«[...] und dann hiess es einfach, es seien schwierige Kinder, schwererziehbare. Die waren gar nicht schwererziehbar, wenn man [...] Mittel dazu gehabt hätte, das zu tun, was man gerne getan hätte. [...] Aber wir hatten sie nicht.»

814 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben des Direktors an den Abt von Engelberg, 27.06.1951. Eine interviewte Erzieherin berichtet, in den 1950er-Jahren habe es zwei Abteilungen mit 24 Knaben gegeben, die restlichen Knabenabteilungen hätten rund 20 Zöglinge umfasst. Die Mädchenabteilung sei kleiner gewesen, sie hätte aus zirka 16–18 Mädchen bestanden, vgl. Interview E 3, Z. 258–263. Die Gruppengröße beschreibt ein anderer Interviewter, der seit den 1950er-Jahren im Heim tätig war, ebenfalls mit rund 20 Kindern, vgl. Interview E 4, Z. 155–156.

815 Interview E 3, Z. 729–730, Z. 553–557, Z. 1333–1344.

816 Interview E 3, Z. 553–557.

817 Interview E 1, Z. 199–204.

818 Interview E 1, Z. 182–184.

819 Interview E 5, Z. 157–172.

820 Interview E 1, Z. 905–911.

821 StiAE, Abtsarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief eines Paters in St. Iddazell an den Abt von Engelberg vom «Sti. Brunonis Conf.» [6.10.]1952, S. 4.

822 Interview E 5, Z. 113–115.

823 AIM, Fischingen, 1923–1941, V.1.5, Nr. 5: Brief vom 18.09.1925.

824 AIM, Fischingen, 1943–1955, V.1.6, Nr. 27: Brief der Generalrätin von Menzingen an den Direktor von St. Iddazell, 05.10.1949.

terviewte Schwester berichtet, dass sie jeweils auf Betteltouren gehen musste, um das Geld für Spielsachen, Bastelutensilien, Musikinstrumente oder Skis aufzutreiben. Bei ihren Verwandten ersuchte sie öfters um Hilfe. Auch versuchte sie, in den Geschäften günstige Preise für das Kinderheim auszuhandeln oder Geschenke zu erhalten. Mit den Kindern bastelte sie viel, auch Dinge, die man im Alltag brauchte, die jedoch aus Geldmangel nicht angeschafft werden konnten.⁸²⁵ Eine der interviewten Schwestern empfand diese Geldknappheit als grosses Hindernis für eine erfolgreiche Erziehungsarbeit: «[...] und dann hiess es einfach, es seien schwierige Kinder, schwererziehbare. Die waren gar nicht schwererziehbar, wenn man – wenn man – wenn man Mittel dazu gehabt hätte, das zu tun, was man gerne getan hätte. Was man gerne – ja, durchgeführt hätte. Aber wir hatten sie nicht.»⁸²⁶

4.4 Tiefer Ausbildungsstand und geringer fachspezifischer Austausch

Das geistliche Personal war oftmals kaum oder gar nicht fachspezifisch ausgebildet für die Erziehungstätigkeit in einem Heim. Eine Erzieherin aus Menzingen, die in den 1950er-Jahren in St. Iddazell war, berichtet, dass sie im Mutterhaus eine Kindergartenausbildung erhalten hatte, jedoch keine spezifische für die Heimerziehung.⁸²⁷ Das Lehrschwesterninstitut in Menzingen betrieb ein Lehrerinnen-, Arbeitslehre-rinnen-, Hauswirtschafts- und Kindergärtnerinnen-seminar.⁸²⁸ Wie die Interviewte erzählt, gab es in Fischingen jedoch Schwestern, die man in Menzingen «nicht als Lehrerinnen ausgebildet hat und nicht als Pädagoginnen». ⁸²⁹

Eine Melchtaler Schwester, die im Herbst 1957 zusammen mit elf weiteren Melchtalerinnen nach Fischingen beordert wurde, um die Menzinger Schwestern zu ersetzen, die das Heim nach 78 Jahren verlassen hatten, schildert, wie ihre Vorbereitung

für die neue Erziehungstätigkeit aussah: «Und wissen sie, das schlimmste war, wir hatten keinerlei Vorbereitung, wir wurden daraufhin nicht eingeweiht. Ich glaube, es war ein Pater, der uns einmal einen Tag lang erzählt hat, was uns erwartet und was wir machen müssen.»⁸³⁰ An den Inhalt seiner Einführung konnte sie sich nicht mehr genau erinnern. Sie wusste lediglich noch, dass er sagte, was sie machen sollten, wenn ein Kind stehle, und dass man «auch in die Kinder hineinhorchen» solle.⁸³¹ Nach dieser eintägigen Einführung kamen die zwölf Melchtaler Schwestern ohne weitere fachspezifische Vorbildung nach St. Iddazell. Im Erziehungsheim zeigte der Direktor den neueintretenden Schwestern in rund ein bis zwei Tagen das Haus.⁸³² Etwa drei Tage hätten die Schwestern insgesamt Zeit gehabt, sich im Heim umzusehen. Sie hätten in dieser Zeit auch «einiges besprochen miteinander».⁸³³ Danach kamen die Kinder aus den Ferien zurück, und die Interviewte übernahm sogleich allein die Betreuung einer Gruppe von rund 24 Knaben. Sie erzählt, dass sie lediglich aus ihren eigenen Erfahrungen schöpfen konnte.⁸³⁴ Sie war mit Geschwistern aufgewachsen und wandte nun die Erziehungsmethoden ihrer Mutter bei den Heimkindern an. Zudem ahmte sie ihre Vorgängerin nach, von der die Kinder geschwärmt hätten.⁸³⁵

Auch ein interviewter Erzieher berichtet, dass die Melchtaler Schwestern allesamt keine fachspezifische Ausbildung besessen hätten.⁸³⁶ Dieser Engelberger Pa-

825 Interview E 3, Z. 562–594, Z. 1130–1134, Z. 1138–1143.

826 Interview E 1, Z. 222–224.

827 Interview E 1, Z. 33–40.

828 Vorburger-Bossart, Bedürfnis, S. 105 f. und S.112 f.

829 Interview E 1, Z. 604–632 (Zitat Z. 615 f).

830 Interview E 3, Z. 105–109.

831 Interview E 3, Z. 711–714 (Zitat Z. 712) und Z.1847–1853.

832 Interview E 3, Z. 146–150.

833 Interview E 3, Z. 630–631.

834 Interview E 3, Z. 659–708.

835 Interview E 3, Z. 1130–1134.

836 Interview E 4, Z. 500–508.

ter, der Mitte der 1950er-Jahre nach Fischingen kam, sagt aber auch, dass er ebenfalls keine Ausbildung für die Kindererziehung mitgebracht habe. Im Kloster hatte er lediglich eine Theologieausbildung erhalten.⁸³⁷ Daselbe galt, wie er berichtet, für den damaligen Direktor, dem durch das Kloster Engelberg die Heimleitung ohne entsprechende Ausbildung übertragen worden war. Er hatte vorgängig die Landwirtschaftsschule in Pfäffikon besucht, was offenbar als wichtiger angeschaut wurde als eine pädagogische Schulung.⁸³⁸ Generell waren die Direktoren des Kinderheims St. Iddazell allesamt Geistliche mit einer Theologieausbildung. Nur die beiden Patres, die nach 1966 als Direktoren walteten, hatten zusätzlich eine heilpädagogische Ausbildung gemacht, die sie bereits vor Antritt der Direktorenstelle für ihre Tätigkeit als Sekundarlehrer in St. Iddazell absolviert hatten.

«[...] damals hat man ein gesundes – äh – eine vernünftige Erziehung gehabt.»

Das Manko an Fachwissen kompensierte der Interviewte, wie er berichtet, durch «natürliche – Autorität, [...] die man irgendwie mitgebracht» habe.⁸³⁹ Man habe damals eine «vernünftige Erziehung» gehabt, die er im Heim auch so anwandte.⁸⁴⁰ Es habe «eine gewisse Tradition» geherrscht, «die man einhielt», was so auch fast von selbst funktioniert habe.⁸⁴¹ Den Mangel an Ausbildung empfand er erst im Nachhinein als Defizit.

In St. Iddazell wurden zudem nur wenige Weiterbildungsmöglichkeiten geboten.⁸⁴² Eine Menzinger Schwester erzählt, sie seien «auf eine Art» überfordert gewesen, weil sie keine fachspezifische Aus- und Weiterbildung erhielten und zudem «einfach keine Hilfe» gehabt hätten.⁸⁴³ Vereinzelten geistlichen Angestellten wurde jedoch der Besuch von Weiterbildungen ermöglicht. So wurde in den 1930er-Jahren zwei Schwestern der Besuch von heilpädagogischen Kur-

sen in Fribourg gestattet.⁸⁴⁴ Auch in den 1940er- und 1950er-Jahren wurden wiederholt einzelne Schwestern zu heilpädagogischen Weiterbildungskursen nach Zürich, St. Gallen sowie Luzern geschickt, und der damalige Direktor organisierte auf Verlangen der Menzinger Schwestern über einen kurzen Zeitraum hinweg die Besprechung einzelner Fälle mit einem externen Psychiater sowie heiminterne Weiterbildungskurse durch einen Heilpädagogen.⁸⁴⁵ Diese Initia-

837 Interview E 4, Z. 30–38.

838 Schildknecht, 100 Jahre, S. 31. Der designierte Direktor fühlte sich der Landwirtschaft nicht gewachsen und besuchte vor seiner Einsetzung die Landwirtschaftsschule: StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Schreiben vom 24.08.1942. Es sind diverse Briefe von ihm aus dieser Schulzeit erhalten, vgl. StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz 1942–1945.

839 Interview E 4, Z. 508–511 (Zitat Z. 511).

840 Interview E 4, Z. 508–511 (Zitat Z. 509).

841 Interview E 4, Z. 127–128.

842 Interview E 1, Z. 605–609.

843 Interview E 1, Z. 925–940.

844 AIM, Fischingen, V.1.5, Nr. 47: Brief vom 04.07.1934; Nr. 49: Brief vom 31.12.1934.

845 StATG 8'943, 1.1.0/1: Jahresbericht 1945/46, S. 3; Jahresbericht 1947/48, S. 3; 8'943, 1.1.0/2: Jahresbericht 1949/50, S. 3. «Für die psychiatrische Untersuchung einzelner Kinder erschien Herr Dr. [Name] aus St. Gallen. Lehrreich und wertvoll waren die sich anschliessenden Besprechungen und Hinweise, die er an Hand der vorgelegten Einzelfälle den Erziehern gab.»: ebd., S. 4; Jahresbericht 1950/52, S. 5; BiASo, M 1470, Briefverkehr und Visitationsberichte 1954–1957: Bericht des Abts von Engelberg über die im Herbst 1956 im Erziehungsheim St. Iddazell durchgeführte Visitation zur Abklärung der Schwesternfrage, Direktor von St. Iddazell an Priorin von Melchtal, 22.05.1958; KAM, Ordner Fischingen 1957–1995; KAF, Chronik P. [Name] November 1949–Dezember 1968: Eintrag vom 18.04.1950 und Nachtrag vom 22.06.1950: «Herr Dr. [Name], St. G. kommt wieder zur Begutachtung von 4 Kindern [...]. Nach der Einzelkonsultation kamen alle Abteilungsleiter zusammen, ausgenommen [Name], der <dringend Gesangsprobe> hatte. Dr. [Name] erklärte einige wichtige Grundelemente der Heilpädagogik (Psychopathie; affektiver Rapport; Schwererziehbarkeit als Anlage, nicht bloss Milieuschädigung usw.)».

ativen scheinen aber jeweils bald wieder versandet zu sein. Auch Besuche von katholischen Tagungen und Konferenzen wurden durchgeführt.⁸⁴⁶ Wie regelmässig dies vorkam, ist jedoch unklar. Mit der Eröffnung der Sekundarschule Mitte der 1950er-Jahre sah sich St. Iddazell zudem veranlasst, auch geistliches Personal als Lehrkräfte auszubilden und sandte einen Pater zum Sekundarlehrerstudium nach Fribourg,⁸⁴⁷ und offenbar hatte auch Menzingen die Entsendung einer Lehrschwester (Primarlehrerin) zugesichert.⁸⁴⁸ Auch später wurden Patres zur Ausbildung zum Sekundarlehrer oder Heilpädagogen nach Fribourg oder Zürich geschickt. Sie übernahmen nachher in Fischingen entsprechende Funktionen.⁸⁴⁹

Weltliches Personal war bis Ende der 1960er-Jahre mehrheitlich nur in der Schule, jedoch nicht als Erziehende in St. Iddazell eingestellt. Vereinzelt waren auch Praktikanten und Gehilfinnen im Heim tätig.⁸⁵⁰ Das Lehrpersonal verfügte über eine Lehrerausbildung und nahm regelmässig an Schulsynoden und Lehrerkonferenzen teil.⁸⁵¹ Seit den 1960er-Jahren, insbesondere aber seit den 1970er-Jahren, wurden vermehrt Praktikanten eingestellt sowie – im Hinblick auf die Eröffnung des Chilbergs – weltliches Fachpersonal engagiert, das eine heilpädagogische Ausbildung absolviert hatte.⁸⁵²

Der interne fachspezifische Austausch zwischen den Erziehenden war gering. Das war einer der zentralen Kritikpunkte vor dem Abgang der Menzinger Schwestern. Die Schwestern und der visitierende Abt von Engelberg hatten den Direktor um regelmässige interne Besprechungen über pädagogische Probleme gebeten, was dieser jedoch unterliess.⁸⁵³ Eine Schwester klagte in einem Brief an das Mutterhaus, man wisse nie, «was man zu tun» habe.⁸⁵⁴ Auch einen informellen Austausch mit den anderen Erziehenden habe es nur sehr beschränkt gegeben, so eine interviewte Schwester, weil die Zeit dazu fehlte: «Wir hatten keine Zeit, wir hatten ja die Kinder Tag und Nacht.»⁸⁵⁵ Dieser Mangel an Austausch wurde aber

auch nach dem Abzug der Menzinger Schwestern nicht behoben. Ausser informellen Gesprächen in den seltenen gemeinsamen Pausen, etwa bei einem gemeinsamen Kaffee am Sonntagabend, bei denen auch gewisse Erziehungsprobleme angesprochen wurden, gab es keinen institutionalisierten Austausch.⁸⁵⁶ Der Austausch blieb marginal, und die gemeinsamen Sitzungen waren auch in den 1960er-Jahren noch reine Organisationssitzungen, ein Umstand, der sich erst in den 1970er- und 1980er-Jahren veränderte.⁸⁵⁷

Seit Bestehen der Anstalt St. Iddazell erklang regelmässig der Ruf nach ausgebildetem und für die Erziehungsaufgabe geeignetem Personal. Neben ei-

846 KAF, Chronik P. [Name] November 1949–Dezember 1968: Einträge vom 10.05.1950 und 12.03.1950.

847 StIAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Karte des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 02.03.1951; StATG 8'943, 1.1.1/1: Protokoll der VR-Sitzung vom 17.06.1952.

848 StIAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 10.04.1951.

849 StATG 8'943, 1.1.0/3: Jahresbericht 1962/63; 8'943, 1.1.1/4: VR-Protokolle vom 22.10.1963 und 30.03.1966; Interview E 4, Z. 59–62. Ein Pater hatte schon vor seiner Übersiedlung nach Fischingen das heilpädagogische Seminar in Fribourg besucht, vgl. StATG 8'943, 1.1.0/1: Jahresbericht 1948/49, S. 8.

850 KAF, Chronik P. [Name] November 1949–Dezember 1968: Eintrag vom 12.03.1950.

851 StATG 8'943, 7.1.0: Schultagebücher.

852 Interview E 5, Z. 113–115.

853 BiASo, M 1470, Briefverkehr und Visitationsberichte 1954–1957: Brief des Abts von Einsiedeln an den Bischof von Basel und Lugano, «Purification» [02.02.]1949; AIM, Fischingen, 1956–Sept. 1957, V.1.7, Nr. 4: Brief einer Schwester an die Generalrätin von Menzingen, 11.05.1956.

854 AIM, Fischingen, 1956–Sept. 1957, V.1.7, Nr. 4: Brief einer Schwester an die Generalrätin von Menzingen, 11.5.1956.

855 Interview E 1, Z. 124–125.

856 Interview E 4, Z. 126–129 und Z. 135–141.

857 Interview E 3, Z. 541–549.

ner Ausbildung, die allein noch nicht für eine gute Erziehungsperson garantierte, wurde auch eine spezifische Eignung für die Erziehungsaufgabe als wichtig erachtet. Die Klagen über mangelnde Fähigkeit und fehlende Ausbildung für die anspruchsvolle Aufgabe der Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern setzen schon kurz nach der Eröffnung der Anstalt ein. Der erste Direktor von St. Iddazell beschwerte sich bei der Oberin in Menzingen wiederholt über Schwestern, die seiner Meinung nach «untüchtig» oder «überfordert» und «ungeeignet» seien, ja die Anstalt in Misskredit bringen würden.⁸⁵⁸ Auch später wurde seitens der Direktion immer wieder eine fehlende Eignung und Ausbildung von Schwestern und – nach deren Eintritt 1943 – auch von Patres kritisiert.⁸⁵⁹

Das Manko an Fachwissen wurde nicht nur seitens der Heimleitung, sondern teilweise auch seitens des Personals selbst kritisiert. Die damit einhergehenden Schwierigkeiten und die empfundenen Unsicherheiten im Umgang mit Kindern werden immer wieder als Defizit erwähnt.⁸⁶⁰ Vor ihrem Abzug 1957 hatten sich die Menzinger Schwestern beim Direktor der Anstalt wiederholt dafür eingesetzt, dass für ihre Weiterbildung in Erziehungsfragen mehr getan werde und dass regelmässige Konferenzen mit dem Direktor abgehalten würden, was jedoch nicht umgesetzt wurde.⁸⁶¹ Auch die Melchtalerinnen forderten, dass St. Iddazell für die «erzieherische & psychologische Weiterbildung der in der Erziehung tätigen Schwestern durch entsprechende regelmässige Konferenzen & Organisation von Weiterbildungskursen» besorgt sei.⁸⁶² Diese vertraglich mit Melchtal getroffene Abmachung scheint jedoch zumindest zunächst nicht umgesetzt worden zu sein. Eine interviewte Melchtalerin, die Ende der 1950er- bis Mitte der 1960er-Jahre in Fischingen war, berichtet, dass sie ausser einem Bastelkurs keine Weiterbildungskurse besucht habe.⁸⁶³ Selbst intern wurde offenbar kaum über Erziehung gesprochen, da hierfür keine Zeit vorhanden gewesen sei.⁸⁶⁴ Ein anderer Betreuer berichtet, dass es

bei seinem Eintritt in St. Iddazell Ende der 1960er-Jahre keine internen Weiterbildungen gab, was sich erst in den 1970er und 1980er-Jahren änderte.⁸⁶⁵ Erst dann seien auch externe Weiterbildungen durch den Trägerverein finanziell unterstützt und gefördert worden.⁸⁶⁶

-
- 858 AIM, Fischingen, V.1.4, Nrn. 1–4, Nrn. 10–12, Nr. 15: Briefe vom 27.01.1880, 06.04.1880, 04.06.1880, 10.06.1880, 24.01.1881, 21.08.1881, 29.5.1884, 08.02.1891: Bitte, die Anstalt «von dieser Bismarck zu erlösen», deretwegen der Ruf der Anstalt leide; Nr. 21: Brief vom 11.06.(?)1895.
- 859 «Die erzieherischen Qualitäten mehrerer Abteilungsleiterinnen lassen wohl noch zu wünschen übrig.»: Schreiben Albin Freis an die Generaloberin in Menzingen, 07.01.1937; AIM, Fischingen, V.1.5, Nr. 64; BiASo, M 1470: Zwei Briefe des Abts von Engelberg an die Assistentin in Menzingen und an den Bischof von Basel, 14.10.1952; AIM, Fischingen, 1943–1955, V.1.6, Nr. 26: Brief des Direktors von St. Iddazell an Menzingen, 29.09.1949; StiAE, Abtarchiv Leonhard Bösch, Fischingen II, 32, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 08.09.1968; AIM, Fischingen, 1880–1921, V.1.4, Nr. 21: Brief des Direktors an die Generaloberin von Menzingen, 11.06.(?)1895.
- 860 Zum Beispiel: AIM, Fischingen, 1943–1955, V.1.6, Nr. 45.2: Brief der Oberin von St. Iddazell an die Generalrätin von Menzingen, 19.05.1953.
- 861 BiASo, M 1470, Briefverkehr und Visitationsberichte 1954–1957: Bericht des Abts von Engelberg über die im Herbst 1956 im Erziehungsheim St. Iddazell durchgeföhrte Visitation zur Abklärung der Schwesternfrage; AIM, Fischingen, 1956–Sept. 1957, V.1.7, Nr. 3: Vertrag zwischen dem Verein der Anstalt «Iddazell» in Fischingen TG einerseits und dem Lehrschwestern-Institut in Menzingen ZG andererseits, § 2, nicht unterzeichnet und undatiert [März 1956]; Interview E 1, Z. 54–57.
- 862 StATG 8'943, 0.3/3: Vertrag Melchtal, Vereinbarung zwischen Fischingen einerseits und Melchtal andererseits über das Verhältnis zwischen Anstaltsleitung, Oberin und Schwesternschaft und deren Rechte & Pflichten, undatiert und nicht unterzeichnet.
- 863 Interview E 3, Z. 1304–1317, Z. 1331 f.
- 864 Interview E 3, Z. 1333–1344.
- 865 Interview E 5, Z. 538–549.
- 866 Interview E 5, Z. 545–547.

4.5 Gehorsamsgelübde und Armutsideal

Das geistliche Personal hatte sich mit seinem Gelübde zu einem Leben in Armut, zu Gehorsam und Keuschheit verpflichtet. Das Armutsgelübde gründete auf einem Verzichts-, Opfer- und Demutsideal.⁸⁶⁷ Das Gehorsamsgelübde verpflichtete die Ordensangehörigen zu strenger Folgsamkeit und Unterwürfigkeit ihren Vorgesetzten gegenüber. Einerseits erschwerte dies offene Kritik sowie Reformen.⁸⁶⁸ Andererseits wirkte es sich direkt auf die Personalrekrutierung aus. Nicht alle Schwestern oder Patres kamen gern nach Fischingen. Ihre Versetzung vom Kloster ins Heim wurde von der Generaloberin respektive dem Abt bestimmt und war in der Regel kein freiwilliger Entscheid beziehungsweise kein persönlich geäusserter Wunsch. Während die einen sich auf ihre neue Aufgabe freuten, war dies bei anderen ganz klar nicht der Fall. Eine Interviewte

«Dieser Lärm, dieser furchtbare Lärm [...]. Daran musste man sich gewöhnen, das war sehr schwer.

Da kommt man aus einem Kloster, wo Stillschweigen ist, Gebete, seine Arbeit in Ruhe, eine geordnete Sache und dann kommt man in so einen Radau.»

berichtet von ihrer unfreiwilligen Versetzung nach Fischingen.⁸⁶⁹ Sie schätzte das klösterliche Leben und wollte nicht aus diesem stillen, zurückgezogenen Umfeld weg. Als sie vom Entscheid hörte, habe sie «nur geweint», denn sie «wollte in ein Kloster und nicht in ein Kinderheim».⁸⁷⁰ Ihre Vorgesetzte liess ihr jedoch keine Wahl. Im Heim angekommen, hatte sie Heimweh und wünschte sich oft, wieder ins Kloster zurückzugehen zu dürfen. «Das Kloster selber, die Umgebung, das Gebet, die Einteilung, das fehlte mir einfach.»⁸⁷¹ Im Heim hingegen habe ein «furchtbare[r] Lärm» ge-

herrscht.⁸⁷² «Da kommt man aus einem Kloster, wo Stillschweigen ist, Gebete, seine Arbeit in Ruhe, eine geordnete Sache und dann kommt man in so einen Radau. Mein Gott, ich dachte das überstehne ich nicht.»⁸⁷³ Nach mehreren Jahren in Fischingen wurde sie lebensbedrohlich krank und wurde deswegen nach Melchtal zurückgebracht. Sie berichtet im Interview, dass sie «dem Herrgott» für ihre Erkrankung gedankt habe: «Wenn ich nicht so schwer krank geworden wäre, hätte ich dableiben müssen.»⁸⁷⁴

Das Gehorsamsgelübde liess keine Kritik am Entscheid der Vorgesetzten zu. Von geistlichen Personen wurde Gehorsam und Ausharren auf ihrem zugewiesenen Posten verlangt.⁸⁷⁵ Wollten sie wieder aus dem Heim versetzt werden, mussten sie sich ans Mutterhaus beziehungsweise an den Engelberger Abt wenden. So wandte sich auch eine Menzinger Schwester nach achtwöchigem Aufenthalt in St. Iddazell in einem Brief ans Mutterhaus und bat darum, versetzt zu werden.⁸⁷⁶ Sie beschrieb ausführlich die Gründe für ihre Bitte, die im Wesentlichen auf einer Überforderung im Umgang mit den ihr anvertrauten Kindern basierten. In einem Begleitbrief äusserte sich die Oberin von St. Iddazell befremdet über das rasche Aufgeben der Schwester und fügte an: «Hätten wir die Flinte so leicht ins Korn geworfen, der Kampfplatz von St. Iddazell wäre längst geräumt.»⁸⁷⁷

867 Ries/Beck, Kirche, S. 213.

868 Beck/Ries, Gewalt.

869 Interview E 3, Z. 75–100, Z. 110–117.

870 Interview E 3, Z. 92–93.

871 Interview E 3, Z. 1391–1392.

872 Interview E 3, Z. 1392–1397.

873 Interview E 3, Z. 1395–1397.

874 Interview E 3, Z. 1389.

875 Zum Beispiel: StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 05.01.1951 und 05.06.1951.

876 AIM, Fischingen, V.1.7, Nr. 23: Brief vom 19.10.1956.

877 AIM, Fischingen, V.1.7, Nr. 24: Brief vom 22.10.1956.

Neben der Option, sich mit der Bitte um Versetzung an die Vorgesetzten zu wenden, gab es auch die Flucht als möglichen Ausweg. 1951 floh eine Schwester aus dem Heim.⁸⁷⁸ Diese Flucht muss allerdings ungewöhnlich gewesen sein. Sie bewirkte jedenfalls, dass die Generaloberin von Menzingen nach Fischingen aufbrach, um sich selber ein Bild von der Lage zu machen.⁸⁷⁹

4.6 Überforderung und grosser Handlungsspielraum

Die Personalknappheit und die hohe Arbeitsbelastung, die ungenügende finanzielle Ausstattung, die geringe Ausbildung und der fehlende interne fachliche Austausch, die starren hierarchischen Verhältnisse und die Forderung nach Gehorsam und Unterwürfigkeit gegenüber den Entscheidungen der Vorgesetzten konnten zu einer Überforderung, Ermüdung und Ohnmacht des Personals im Heimalltag führen. «Ich bin hier in einem halben Jahr in den Nerven mehr erledigt, als auf meinem vorhergehenden Posten in 4 Jahren», beklagte sich die Fischinger Oberin bei ihrer Vorgesetzten.⁸⁸⁰ Carlo Moos spricht bezogen auf die Ingenbohler Schwestern «angesichts der stetig abnehmenden Schwesternzahlen und ihres Älter-Werdens» von einer «strukturellen Überforderung» des Personals.⁸⁸¹ In Interviews wie auch in schriftlichen Quellen, beispielsweise in Briefen an das Mutterhaus oder an den Abt von Engelberg, ist von dieser Überforderung die

«Ich bin hier in einem halben Jahr in den Nerven mehr erledigt, als auf meinem vorhergehenden Posten in 4 Jahren.»

Rede.⁸⁸² Das Gehorsams- und Armutsgelübde trug dazu bei, dass Ordensangehörige auf ihrem Posten

blieben, auch wenn sie sich in der Erziehungsaufgabe überfordert fühlten. Dieses geforderte Ideal sollte Ordensangehörige motivieren, «schlechte Arbeitsbedingungen zu akzeptieren, und sie zeigten sich bereit, selbst Leiderfahrungen hinzunehmen und möglicherweise gar zu idealisieren».⁸⁸³ Die permanente Beanspruchung, die langen Arbeitszeiten und der Verzicht auf Privatsphäre liess sich zudem legitimieren, indem die Arbeit in einem Kinderheim für das Ordenspersonal eine Lebensaufgabe darstellte und nicht bloss eine Anstellung.⁸⁸⁴ Überforderung im Erziehungsalltag konnte Fehlverhalten und Gewalt des Personals begünstigen und dazu beitragen, dass Erziehungspersonen zu exzessiven Strafmethoden griffen.

Innerhalb dieser starren Strukturen eröffnete sich dem Erziehungspersonal gleichwohl ein beträchtlicher Handlungsspielraum, den dieses nutzen konnte. Die Personalknappheit bewirkte ohnehin, dass Erziehende meist ganz alleine für eine grössere Gruppe von Kindern zuständig waren und relativ unbeaufsichtigt agieren konnten.⁸⁸⁵ Eine interviewte Schwester erzählt, dass sie nicht sah, was die anderen Erziehenden mit den Kindern machten: «Wir konnten ja nicht schauen, was die anderen alles machen.» Die Schwestern seien «total selbstständig» und «einfach autonom» gewesen, es habe sich «fast kein Mensch darum gekümmert», was sie auf ihren Gruppen mit den

878 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 05.01.1951.

879 StiAE, Abtarchiv Leodegar Hunkeler, Fischingen, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 05.01.1951.

880 AIM, Fischingen, V.1.6, Nr. 52/1: Brief der Oberin von St. Id-dazell an die Generalrätin in Menzingen vom 27.03.1955.

881 Moos, Ingenbohler Schwestern.

882 Zum Beispiel: Interviews E 5, Z. 155–159; E 7, Z. 460–473; AIM, Fischingen, V.1.7, Nr. 23: Brief vom 19.10.1956.

883 Ries/Beck, Kirche, S. 213.

884 Ries/Beck, Kirche, S. 207; Beck/Ries, Gewalt.

885 Interview E 3, Z. 415–420.

Kindern machten, solange «nicht etwas Besonderes» passiert sei.⁸⁸⁶ Diesen Spielraum konnte das Personal auch nutzen, um seine eigenen Erziehungsansichten umzusetzen.⁸⁸⁷ Dieselbe Interviewte berichtet denn auch, dass sie mit den Kindern zu musizieren anfing, weil sie merkte, dass sie damit eine positive Beziehung zu diesen aufbauen konnte.⁸⁸⁸ Die unbeaufsichtigte Situation begünstigte im Gegenzug aber auch die Anwendung exzessiver Gewalt und das Ausüben und Verheimlichen von sexuellen Übergriffen.

5 Anpassung und Widerstand der Zöglinge

Die Zöglinge verhielten sich im Heimalltag unterschiedlich. Es gab solche, die sich anpassten, sich möglichst «korrekt» verhielten oder unaufällig benahmen. Andere versuchten sich kleine Freiräume zu schaffen, lehnten sich in irgendeiner Form gegen die Heimordnung auf oder leisteten gar offenen Widerstand. Und dann gab es auch verschiedene Zwischen- und Mischformen. Die Verhaltensweisen der Zöglinge deuten darauf hin, dass sie innerhalb der bestehenden Heimordnung über einen gewissen Handlungsspielraum verfügten. Dieser scheint in der Internatsschule (Sekundarschule), in der den Schülern mehr Freiräume gewährt wurden, grösser gewesen zu sein als im Kinderheim. Einige verbreitete Verhaltensweisen von Zöglingen, wie sie in den mündlichen und schriftlichen Quellen aufscheinen, werden hier kurz angeführt.

5.1 Anpassung und innere Emigration

Ein ehemaliger Sekundarschüler erzählt, dass er in Fischingen ein «Pragmatiker» geworden sei. Durch Anpassung an die gebotene Ordnung liessen sich Reibungen vermeiden: «Da streckt man sich nach der Decke, und da macht es keinen Sinn, dass man zwei

Jahre lang Widerstand leistet. Weil, dann hat man zwei schwere Jahre vor sich, und das merkt man dann früh.»⁸⁸⁹ Gleichzeitig habe man «sich seine Freiräume geschaffen, ab und zu einen ‹Seich› (Unsinn) gemacht».⁸⁹⁰ Eine andere Interviewte berichtet, die Kin-

«Da streckt man sich nach der Decke, und da macht es keinen Sinn, dass man zwei Jahre lang Widerstand leistet. Weil, dann hat man zwei schwere Jahre vor sich, und das merkt man dann früh.»

der hätten «die Regeln, die da herrschten, einfach geschluckt».⁸⁹¹ Auch von innerer Emigration erzählen Interviewte. Ein ehemaliger Zögling führt aus, er habe sich «einfach zurückgezogen in ein Ecklein», wo er allein war, wenn es ihm nicht gut ging.⁸⁹² Auch ein anderer erzählt, er habe sich zurückgezogen, sei immer für sich gewesen.⁸⁹³

5.2 Verweigerung, verbale und körperliche Attacken

Andere reagierten mit Verweigerung, wie etwa ein Interviewter, der sich in der Schule jeweils auf die Fensterbank setzte und aus dem Fenster sah, keinen

886 Interview E 1, Z. 50–53, Z. 107–109.

887 Interview E 1, Z. 844–846: «[...] wir waren schon ziemlich autonom, so. Und das war das Positive. Wir konnten natürlich auch etwas durchführen, was wir wollten.»

888 Interview E 1, Z. 659–708.

889 Interview Z 10, Z. 252–256.

890 Interview Z 10, Z. 466–467.

891 Interview Z 4, Z. 204–205.

892 Interview Z 6, Z. 572–577.

893 Interview Z 5, Z. 178–181 und Z. 306–309. Hinweise auch in Interview Z 18, Z. 327–376.

Aufsatz und kein Diktat mehr schrieb und dem Unterricht nicht weiter folgte, nachdem ihn der Lehrer sexuell missbraucht hatte.⁸⁹⁴ Letzterer ignorierte dieses demonstrative Verhalten jedoch. Trotz dieser Verweigerungshaltung reagierte niemand, wie sich der Interviewte erinnert: «Und da hätte ja irgendjemand – hätte da ja einmal merken müssen, dass da etwas nicht stimmt, oder. Dass ich wohl in die Schule gehe, aber überhaupt nichts mache, oder.»⁸⁹⁵

Manche Zöglinge reagierten aber auch mit verbalen oder körperlichen Angriffen gegen das Personal. Im Vorfeld des Schwesternwechsels 1957 war das Verhalten gerade der männlichen Zöglinge gegenüber den Schwestern ein Klagepunkt. Die Knaben würden den Schwestern «unwürdige Namen» geben, der Direktor hingegen greife nicht durch.⁸⁹⁶ 1956 beklagte sich eine der Schwestern über Konflikte mit den grössten Knaben. Sie schrieb ans Mutterhaus Menzingen: «Dazu kommen noch die Unarten der grossen Buben. Lieb Sr. [Name] bekam einen Stein mit Absicht auf den Kopf geworfen, ich einen faulen Apfel. Lieb Sr. [Name] wurde der Schleier in der Kirche zerschnitten und noch vieles mehr.»⁸⁹⁷ Wenig später bittet eine Schwester nach achtwöchigem Aufenthalt in Fischingen darum, versetzt zu werden. Sie schreibt, dass es ihr im Kinderheim gefallen würde, wenn die Knaben sich «einigermassen anständig und normal» aufführen würden. Sie seien jedoch «bodenlos frech und mach[t]en mit [...] [ihr] und untereinander was sie woll[t]en». Bei den Kindergartenkindern habe sie

Spott» erfahren. Heute habe sie «einer zum 2. Mal geboxt zum Spott der zuschauenden Gruppe». Auch «Ehrentitel wie «verdammter Aff! blöder Haubendeckel!»» würden den Schwestern nachgerufen. Zudem berichtete sie von Tumulten im Esszimmer: «Im Speisesaal werfen sie Spinat, Apfelmus, Kartoffelstock einander ins Gesicht.» Auch sie fühlte sich vom Direktor nicht unterstützt, der den Knaben lediglich etwas zu rede, anstatt sie zurecht zu weisen.⁸⁹⁸

Gerade das Zerschneiden oder Herunterreissen des Schleiers oder das Benutzen von Spottnamen, die auf die Ordenstracht anspielten, bedeuteten für das geistliche Personal eine Form von Entehrung und tangierten dessen religiöses Selbstverständnis. Diese Taten symbolisierten einen Angriff auf die geistlichen Autoritätspersonen und letztlich auf die Religion.

Ehemalige Heimkinder berichten in Interviews ebenfalls von Spott, Hänseleien und verbalen Attacken gegen das Personal. Ein Interviewter beispielweise erzählt, er sei «schon ein frecher <Siech> (Kerl) durchs Band durch» gewesen.⁸⁹⁹ Eine Interviewte erzählt von einer Küchenschwester, die die «Lieblingszielscheibe» der Kinder gewesen und entsprechend «gehänselt» worden sei.⁹⁰⁰ Andere Interviewte hinge-

894 Interview Z 7, Z. 747–755: «[...] nach dieser Misshandlung habe ich überhaupt nichts mehr gemacht. Da habe ich ein Eigengoal geschossen, oder. Da habe ich einfach gestreikt. Da habe ich keinen Aufsatz mehr geschrieben, kein Diktat, ich bin auf den Fenstersims gehockt und habe hinausgeschaut, und er hat nicht <de gliche> getan (beachtet), er liess mich machen.»

895 Interview Z 7, Z. 753–755.

896 BiASo, M 1470, Briefverkehr und Visitationsberichte 1954–1957: Brief des Abts von Engelberg an den Bischof von Basel und Lugano, «Callisti Martyris» [14.10.]1952.

897 AIM, Fischingen, 1956–Sept. 1957, V.1.7, Nr. 4: Schreiben vom 11.05.1956.

898 AIM, Fischingen, 1956–Sept. 1957, V.1.7, Nr. 23: Schreiben vom 19.10.1956.

899 Interview Z 7, Z. 455–456; vgl. auch Interview Z 20, Z. 480–488.

900 Interview Z 4, Z. 430–437.

«Man ist hier nur da, um die Buben zu füttern und sauber zu halten, und dafür bekommt man Ehrentitel wie «verdammter Aff! blöder Haubendeckel!»»

rasch ein vertrauliches Verhältnis aufgebaut, aber bei den älteren Knaben nur «Trotz und Widerspruch und

gen berichten, sie hätten sich nicht getraut, dem Personal gegenüber frech zu sein. Eine Ehemalige beispielsweise erzählt von ihrer Zurückhaltung gegenüber einer Abteilungsleiterin, die ein paar Kinder der Abteilung oft und hart wegen Kleinigkeiten bestrafe: «Aber wir waren nicht frech. Sie können sich ja selber ein Bild machen, das war gar nicht möglich, wir wären noch grausamer drangekommen.»⁹⁰¹

Auch in den Zöglingsdossiers ist seitens der Erzieher immer wieder von «aufmüpfigem», «trotzigen» Verhalten von Zöglingen die Rede.⁹⁰² Von einem Mädchen beispielsweise wird berichtet, es füge sich nur widerwillig,⁹⁰³ von einem Knaben, er verweise Schimpfwörter und gebe frech zurück,⁹⁰⁴ ein anderer verhalte sich dem Pater gegenüber bockig und folge den Anweisungen nicht, entferne sich aus der Gruppe und begehre gegen alles auf.⁹⁰⁵ Wieder von einem anderen hiess es: «Schon seit einiger Zeit hat [Name] angefangen zu machen, was er will. So kam er eine Zeitlang gerade wenn es ihm passte in die Gruppe, zum Essen, sogar zum Schlafen.»⁹⁰⁶ Auch von Fluchen über die Schwestern ist die Rede («alte schwarze Haube», «verdammtes verfluchtes Klosterweib», «blöde Schachtel»).⁹⁰⁷ Auch von Hänseleien gegen Betreuer wird berichtet. Beispielsweise schrieb ein Zögling auf einem Zettel, vermutlich als Geständnis gegenüber dem Heim: «Wie mir heute ein ‹Tannegger› zugibt, haben es einige Kameraden der Abteilung auf Pater [...] abgesehen, indem sie ihn reizen, ihm widerstehen und wenn er in die ‹Schwünge› gerät, ihn auslachen und auf diese Weise seine Autorität in der Abteilung untergraben.»⁹⁰⁸

Solches Verhalten konnte zur Entlassung aus dem Heim führen.⁹⁰⁹ So wurde beispielsweise ein Zögling entlassen, nachdem er sich «verschiedene Male einigen Schwestern gegenüber, einmal sogar in der Kirche derart unbotmässig & aufrührerisch betragen» hatte, dass der Direktor den Schwestern «eine längere Pflege, Betreuung & Erziehung des Burschen nicht mehr zutrauen» wollte.⁹¹⁰ Ein anderer wurde

weggewiesen, weil er nach einer Ohrfeige des Lehrers zurückschlug und diesen darauf in seiner Wohnung attackierte.⁹¹¹

5.3 Schaffen von Freiräumen

Es gab Zöglinge, die sich entgegen der engen Heimordnung gewisse Freiräume schaffen konnten. Auch manche Zöglinge, die vorwiegend Positives im Heim erlebten, leisteten Widerstand und suchten unbeobachtete Momente. Beispielsweise erinnert sich eine Interviewte an die Freiheiten, die sie sich mit anderen Mädchen in der halben Stunde am Nachmittag im Hof zu stehlen suchte. Sie hätten in der Sägerei «in tagelanger Arbeit» einen Holzstapel ausgehöhlt, eine Höhle daraus gemacht und sich dann dort zurückgezogen, «damit man mal ein privates Wort reden konnte. Und mal so richtig über die Nonnen herfahren. Sich Luft machen.»⁹¹² Das seien «die schönsten Momente» gewesen, «ja [...] da war man beieinander, man konnte miteinander reden, sonst hatte man ja immer diese ‹Ämtli›, und bei diesen war Schweigepflicht, beim Essen war Schweigepflicht».«⁹¹³

901 Interview Z 15, Z. 852-854.

902 StATG 8'943, 6.2.1/1567, 1761 und 738.

903 StATG 8'943, 6.2.1/738.

904 StATG 8'943, 6.2.1/1761.

905 StATG 8'943, 6.2.1/1282: handschriftliche Beobachtungen des Gruppenleiters, 09.06.1971 und 25.11.1971.

906 StATG 8'943, 6.2.1/1567: Brief an die Mutter, 17.02.1959.

907 StATG 8'943, 6.2.1/707: Brief des Erziehungsheims St. Id-dazell an die katholische Armenpflege, 03.04.1942.

908 StATG 8'943, 6.2.1/734: Notiz, 16.06.1966; vgl. auch Interview Z 20, Z. 480-488.

909 Zum Beispiel StATG 8'943, 6.2.1/1040, 1067, 1503, 1511, 1969 (Wegweisung), 614, 1567 (Androhung der Wegweisung).

910 StATG 8'943, 6.2.1/1040.

911 Interview Z 20, Z. 36-46; StATG 8'943, 6.2.1/437: Notiz vom 02.11.1968.

912 Interview Z 4, Z. 347-355.

913 Interview Z 4, Z. 767-771.

«[...] das war mein erstes Schulschätzli, und wir haben [...] ein bisschen geschmust [...]. Mehr hätten wir uns nicht getraut.»

Auch gelang es Zöglingen, Kontakte zum anderen Geschlecht zu knüpfen, entgegen den Bemühungen des Heims, diese zu unterbinden. In der Unter- und Mittelstufe waren die Schulklassen oft gemischt geführt, im Sekundarschulinternat waren nur Knaben zugelassen. Die Mädchenabteilung «Sunneschy» befand sich jedoch in Sichtnähe. In Interviews und schriftlichen Quellen ist von Briefkontakten, nächtlichen Zusammenkünften, heimlichen Treffen in den Gängen oder bei Spaziergängen bis zu sexuellen Kontakten die Rede.⁹¹⁴ Ein ehemaliger Sekundarschüler erzählt, er habe in Fischingen eine Freundin gehabt, ebenso ein Kollege von ihm.⁹¹⁵ Sie hätten sich am Sonntag auf dem Spaziergang jeweils getroffen. Und er fügt an: «Eben, man musste einfach erfunderisch sein.»⁹¹⁶ Für dieses Verhalten flog er jedoch fast vom Internat. Ein anderer Interviewter, der die Primar- und Realschule besuchte, hatte ein «Schulschätzli» im Heim, mit dem er Briefe und Blicke ausgetauscht und «ein bisschen geschmust» habe.⁹¹⁷ Eine Interviewte erzählt ebenfalls, sie habe einen Schulfreund gehabt, mit dem sie Briefe austauschte und den sie hinter einem Gestell küsste.⁹¹⁸ Es finden sich auch Hinweise, dass sich Zöglinge nachts aus dem Heim stahlen und sich auf der Strasse herumtrieben.⁹¹⁹ Ehemalige Schüler der Sekundarschule, die mehr Freiheiten genossen als die übrigen Abteilungen, berichten zudem, dass sie auch ausserhalb der erlaubten Ausgehzeiten ins Dorf zum «Chrömle» und manchmal entgegen den Vorschriften in eine Beiz gingen, selten ins Restaurant «Post» in Fischingen, oder dann einen Abstecher in eine Dussnanger oder Sirnacher Beiz unternahmen.⁹²⁰ «[W]ir konnten uns eigentlich frei bewegen.»⁹²¹ In den 1960er- und 1970er-Jahren werden

zudem vor allem im Sekundarschulinternat Zigaretten und Drogen ein Thema, was unter den Erziehern für Gesprächsstoff sorgte.⁹²²

5.4 Flucht und Selbstmordversuche

Drastische Reaktionen von Zöglingen, die den Lebensumständen im Heim entrinnen wollten, waren die Flucht oder Selbstmordversuche. Von Flucht, allein oder in Gruppen, ist in Interviews oder in den Zöglingsdossiers häufig die Rede.⁹²³ Einige gaben als Fluchtgrund Schläge und übermässiges Strafen an.⁹²⁴ Die meisten Geflüchteten wurden aber bald gefunden und kurze Zeit später wieder ins Heim zurückgebracht. Ein Interviewter berichtet ausführlich von einem solchen Fluchtversuch, den er unternahm, nachdem er von einer Schwester unschuldig in die Dachkammer gesperrt worden war: «Äh – darauf-

914 StATG 8'943, 6.2.1/614, 2052, 226, 995, 1609, 1067; Interview E 6, Z. 152–157.

915 Interview Z 10, Z. 377–393.

916 Interview Z 10, Z. 382–383.

917 Interview Z 7, Z. 526–531.

918 Interview Z 15, Z. 715–716 und Z. 1399–1419.

919 StATG 8'943, 6.2.1/707.

920 Interview Z 10, Z. 89–101; Interview Z 13, Z. 250–265.

921 Interview Z 13, Z. 108.

922 Interview Z 10, Z. 553–568; Interview E 5, Z. 232–252; StiAE, Abtarchiv Leonhard Bösch, Fischingen II, 32, Korrespondenz: Brief des Direktors von St. Iddazell an den Abt von Engelberg, 28.12.1971; Zöglingsdossiers: StATG 8'943, 6.2.1/226 und 1282.

923 Interview Z 8, Z. 94–102 und Z. 441–452; Interview Z 6, Z. 121–139 und Z. 974–1005; Interview Z 1, Z. 177–188; Interview E 1, Z. 455–495; Interview E 2, Z. 371–378; Interview E 4, Z. 237–266; Interview E 6, 471–478; Interview Z 16, Z. 766; Interview Z 18, Z. 582–585; Interview Z 19, Z. 783–802; Interview Z 15, Z. 783–788; Zöglingsdossiers: StATG 8'943, 6.2.1/1567, 1744, 1302, 707, 786, 844, 871, 896, 975, 349, 834, 1051, 1282.

924 StATG 8'943, 6.2.1/871, 975, 834, 1282.

hin, als sie mich dann wieder herausliess, bin ich davongelaufen. Da wollte ich nur noch zu den, zu den Eltern heim. Ich hatte zwar keine Ahnung, wo die sind. Ich wusste auch nicht, in welche Richtung ich muss. Aber weil ich ab und zu für Schwester [Name] nach Sirnach oder Wil musste, um Sachen zu holen, war das für mich der naheliegendste Weg, bin ich einfach in diese Richtung gelaufen. Ich wusste [...] gleichzeitig, dass die meisten, die abgehauen sind, Richtung Au hinauf sind. Und so gescheit war ich dann, dass ich sagte, dort hinauf gehe ich sicher nicht, dort gehen sie zuerst suchen, oder. Also bin ich Richtung Sirnach–Wil, aber – äh – in Sirnach, kurz nach der Spinnerei, die es damals gab, hat mich da ein Lehrer vom Kinderheim mit dem Auto überholt, der wahrscheinlich heim wollte übers Wochenende, oder weiss ich was. Auf alle Fälle hat der mich gekannt und [...] in der nächsten Bäckerei gesagt, sie sollen mich anhalten und – äh – die haben mich dann tatsächlich in die Bäckerei hineingenommen und dann Patisserie gegeben. War natürlich wieder ein Festlein für mich (lacht).»⁹²⁵ Ein anderer erzählt, er

«[...] als sie mich dann wieder [aus der Dachkammer] herausliess, bin ich davongelaufen. Da wollte ich nur noch zu [...] den Eltern heim.»

habe sich aus Angst, während seiner Flucht entdeckt zu werden, auf dem Zug auf die Doppelachse gelegt, wo er sich mit letzter Kraft festhalten konnte, um nicht auf die Gleise herunterzufallen.⁹²⁶ Eine Polizeistreife griff ihn jedoch später auf und brachte ihn wieder nach Fischingen zurück.

Wie ein interviewter ehemaliger Sekundarschüler erzählt, kamen solche Fluchtversuche während seines zweijährigen Aufenthalts im Internat nicht vor, sondern lediglich in den übrigen Abteilungen.⁹²⁷ Die

Hinweise auf Fluchtversuche, denen wir begegnet sind, beziehen sich in der Tat überwiegend auf Zöglinge, die im Erziehungsheim untergebracht waren. Es gibt aber auch vereinzelte Hinweise auf Fluchtversuche von Sekundarschülern.

Eine andere mögliche Reaktion auf den Heimalltag waren Selbstmordversuche. Wie oft sie vorkamen, ist nicht mehr eruierbar. In den gesichteten schriftlichen Quellen hinterliessen sie keine Spuren, ganz im Unterschied zu den Interviews. In mehreren ist von beobachteten, gehörten oder selbst unternommenen Selbstmordversuchen die Rede, andere Interviewte berichten von Selbstmordgedanken.⁹²⁸ Ein Interviewter erzählt von Selbstmordversuchen, die ihm zu Ohren kamen: «Zum Beispiel, wenn einer nicht aufgestanden ist am Morgen und wir mussten sofort das Schlafzimmer – den Schlafsaal verlassen, und dann hast du gehört, dass er sich die Pulsadern aufgeschnitten hat.»⁹²⁹ Fünf ehemalige Zöglinge berichten zudem, dass sich in den 1950er-Jahren in St. Iddazell ein Knabe im Treppenhaus zu Tode gestürzt habe.⁹³⁰ Trotz dieser fünf mündlichen Aussagen findet sich in den schriftlichen Quellen keine Erwähnung eines solchen Ereignisses. Die Hinweise auf Selbstdötungen verweisen jedoch auf die Stimmungslage gewisser St. Iddazeller Zöglinge und auf die im Heim herrschende Atmosphäre in jener Zeit.

925 Interview Z 6, Z. 120–135.

926 Interview Z 8, Z. 84–97.

927 Interview Z 10, Z. 429–430.

928 Interview Z 8, Z. 117–149; Interview Z 6, Z. 1028–1062; Interview Z 7, Z. 659–690; Interview Z 16, Z. 893–898; Interview Z 18, Z. 551–577; Interview Z 15, Z. 775–782, Z. 986–989 und Z. 2217–2219.

929 Interview Z 7, Z. 686–688.

930 Interview Z 4, Z. 306–317; Interview Z 7, Z. 677–679; Interview Z 8, Z. 117–122; Interview Z 6, Z. 1049–1062; vgl. auch den Bericht im «Tages-Anzeiger» vom 23.10.2012 sowie das freundlicherweise von Walter Zwahlen, Verein netzwerk-verdingt, zur Verfügung gestellte Interview vom 30.10.2012, vgl. Bericht Z 2).